

JIMMY SPIDER

VON RAPHAEL MARQUES



...EIN FANTASY-AGENTEN-THRILLER

Raphael Marques
Jimmy Spider Band 1
Folgen 1 - 10

www.geisterspiegel.de

Cover © 2008 by Tommy Tohang
Coverbild © 2008 by Michael Sagenhorn

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf - auch teilweise - nur mit Genehmigung der Herausgeber und des Autors wiedergegeben werden. Die private Nutzung (Download) bleibt davon unberührt.

Copyright © 2012 by Geisterspiegel
Geisterspiegel im Internet: www.geisterspiegel.de

Inhalt

Folge 1

Jimmy Spider und der Tunnel des Schreckens

Folge 2

Jimmy Spider und der Galgen am Abgrund

Folge 3

Jimmy Spider und der goldene Kater

Folge 4

Jimmy Spider und der Fisch

Folge 5

Jimmy Spider und der Mann im Schatten

Folge 6

Jimmy Spider und die Frau aus der Konserve

Folge 7

Jimmy Spider und die Schere des Grauens (Teil 1 von 3)

Folge 8

Jimmy Spider und das Schiff in den Wolken (Teil 2 von 3)

Folge 9

Jimmy Spider und die Boje im Nebel (Teil 3 von 3)

Folge 10

Jimmy Spider und die geheime Treppe

Jimmy Spider und der Tunnel des Schreckens

Die Höhle war düster – zu düster, für meinen Geschmack. An den Seiten zeugten noch die Hackspuren davon, dass hier einmal gearbeitet worden war. Ohne meine Neonlampen hätte ich mich hier in der Höhle wohl verlaufen.

Na ja, eigentlich war es mehr ein Tunnel, der einst von Bergarbeitern gegraben worden war, um etwas abzubauen. Was? Gute Frage, da müsste ich mal meinen Reiseführer fragen. Das tat ich dann sogleich.

Ich – das bin ich, Jimmy Spider, Agent des TCA, einer sehr mysteriösen Geheimorganisation, die sich mit anormalen Phänomenen (das haben Phänomene wohl so an sich), seltsamen Vorkommnissen, unglaublichen Tatsachen, wahnsinnigen Sverbrechen, gläubigen Unglaubnissen und ... eben allem beschäftigte, bei dem sich gerade niemand sonst die Finger schmutzig machen wollte.

Ehrlich gesagt, ich auch nicht. Deshalb bevorzugte ich es stets, weiße Handschuhe zu tragen. Weiß war bekanntlich die Farbe der Unschuld, aber ob die Handschuhe wirklich unschuldig waren, musste sich erst noch herausstellen.

Durchtrainiert war ich, aber dann doch kein wandelndes Muskelpaket, sondern nur gut gebaut. Meine schwarzen Lockenhaare trug ich nie weiter als bis zum Nacken. Sie fielen mir auch nicht ins Gesicht, sodass mein fein geschnittenes Gesicht mit den blauen Augen und der fast schon weiblichen Nase bestens zur Geltung kam. Schließlich ging es mir auch darum, potenzielle feministische Gegner auf meine Seite zu ziehen – und nicht nur dorthin, wenn sie verstehen, was ich meine. Dazu passte auch mein schwarzer Anzug, den ich stets bei Aufträgen zu tragen pflegte. Zur De-

koration lugte ein Monokel aus der rechten Brusttasche hervor, aus der linken sah man die Kette meiner goldenen Taschenuhr hängen. Zusätzlich trug ich immer schwarze Seidenhosen und edle Lederschuhe. Gut versteckt unter meiner Kleidung befand sich außerdem meine Desert Eagle (eine Pistole, für alle, die es nicht wissen), besser gesagt die Desert Eagle, denn sie ist die erste, die jemals angefertigt wurde. Ich hatte sie einst von meinem leider verblichenen Vater geerbt, dem man sie einst geschenkt hatte. Seltsam, obwohl ich mir als kleiner Junge stets eine Waffe gewünscht hatte, lag nie eine unter dem Weihnachtsbaum.

Ob er es jetzt wohl besser hatte?

Wie dem auch sei, mein Begleiter hieß Iwan Sergalipolomonow, doch er hatte mir angeboten, ihn Polo zu nennen. Der Ärmste. Er trug noch immer die graue Wollmütze und die ebenso graue Wolljacke wie auch die grauen Wollhandschuhe und ... eigentlich war alles an ihm grau. Er war vierundvierzig Jahre alt – irgendwie auch ein graues Alter. Ebenso grau schien die Haut seines Gesichtes, in das sich Falten, so tief wie die Niagarafälle, eingegraben hatten.

Nun, eigentlich war ich der Begleiter, und nicht er. Meine einzige Aufgabe bestand darin, ihn zu begleiten. Manchmal konnte das Leben doch so einfach sein. Mein Chef hatte mir nur aufgetragen, ihn so weit wie möglich zu begleiten. Angeblich sollten in diesem Tunnel mitten im Nirgendwo – auch Sibirien genannt – irgendwelche Schrecken lauern.

So weit, so schlecht.

»Ähm, Polo?«

»Ja, Sir?«

»Jimmy Spider.«

»Bitte?«

»Ich heiße Jimmy Spider. Nennen Sie mich ruhig Mr. Spider.«

»Ja, Sir.«

»Gut ... hm, was war noch mal?«

»Sie wollten mich etwas fragen, nehme ich an, Sir.«

»Mr. Spider!«

»Nein, ich heiße Polo.«

»Schon klar. Sei's drum ... was wurde hier noch mal abgebaut?«

»In dem Tunnel?«

»Nein, auf dem Golfplatz gegenüber.«

»Hier gibt es keinen Golfplatz, Sir.«

»Mr. Spider!«

»Weiß ich doch, Sir. Meinen Sie den Tunnel?«

»Ja ...«

Etwas klackte.

»hm, das war ... ahhhhhh!«

»Kenne ich nicht.«

»Nein, Sir. Sehen Sie doch!«

Ich sah es. Eine runde metallische Scheibe mit äußerst spitzen Spitzen, die den Rand bildeten, schob sich aus der Tunneldecke - direkt vor uns. Das Neonlicht meiner Lampe spiegelte sich an dem blank poliert wirkenden Seiten der Scheibe. Ob das einer der Schrecken hier war?

Polo stieß mir gegen die Brust.

»Laufen Sie, Sir!«

»Mr. Spider!«

»Und wenn Sie der Papst wären, laufen Sie!«

Ich sprintete los, hinter mir lief Polo, gefolgt von einer rollenden, tollwütigen Metallscheibe.

Kein einziges Mal sah ich mich um. Die Tunnelwände

schienen zu verschmelzen, als ich an ihnen vorbeiraste.

Hinter mir schrie Polo auf.

»Was ist los, Polo? Können Sie nicht mehr?«

»Nein ... harrghh ... dieses verfluchte Ding nagt an meinem Allerwertesten. Oh Gott – arrrrgrghh!«

Hinter mir entstand ein Laut, als würde gerade eine Dokumentation über Kettensägen laufen. Ich blickte noch einmal zurück und lief kurz rückwärts. Da sah ich die Bescherung: Polo gab es nun zweimal. Allerdings würde er mit zwei Körperhälften nicht mehr viel Freude am Leben haben. Armer Kerl.

Jetzt musste ich mich erst mal um mich selbst kümmern. Die Scheibe war offenbar noch nicht satt, und ich bot das beste Ziel.

Ich lief weiter und weiter, und weiter und weiter, bis auch mir irgendwann die Puste ausging.

Warum lief ich eigentlich ständig vor dem vermaledeiten Ding her?

Gedankenschnell wich ich der Metallscheibe aus und presste mich an die Tunnelwand. Das mörderische Ding rauschte an mir vorbei und ward nie mehr gesehen.

Ich atmete noch einmal tief durch. Mein Auftrag war ausgeführt. Ich sollte Polo nur so weit wie möglich begleiten. Bis in den Tod wollte ich das, bei aller Liebe, nicht tun.

Meine Arbeit hier war erledigt. Um die anderen Schrecken konnte sich ja ein anderer kümmern. Zufrieden strich ich mir den angesammelten Dreck von meinem Anzug. Danach öffnete ich ihn und griff in eine der Innentaschen. Leider eine Niete. Nichts mehr da.

Wo waren nur die kubanischen Zigarren immer, wenn man sie mal brauchte?

Jimmy Spider und der Galgen am Abgrund

Wieder einmal ein mysteriöser Auftrag, wieder mal eine mysteriöse Beschreibung vom Chef und mysteriöserweise führte mich mein neuer Auftrag wieder mitten ins Nirgendwo. Weniger mysteriös war, dass ich wieder mein übliches Outfit trug und eine Einsatzkiste mit verschiedensten Waffen, Unterlagen und unheimlichen Ingredienzien mit mir trug.

Die Holzkiste hatte ich leider nicht mit nach Sibirien nehmen können, denn schließlich fand ich unter anderem eine Flasche Wodka darin, und Kisten mit derartigem Inhalt verschwanden gerne mal am Moskauer Flughafen. Seltsam, dabei haben die Russen doch so viel davon.

Der Fall um den geheimnisvollen Tunnel war abgeschlossen, für mich jedenfalls. Wie mein Chef gehört hatte, wurde der Tunneleingang mittlerweile zubetoniert. Was auch immer sich darin noch für Schrecken befinden mochten, sie mussten sich nun damit begnügen, sich gegenseitig zu erschrecken. Schreckliche Vorstellung.

Zumindest hatte dieses Nirgendwo auch einen Namen – Barcelona.

Leider hielt das nicht lange an, denn nach der Ankunft am Flughafen ging es mit einem bereitgestellten Geländewagen (die Marke verrate ich lieber nicht, wir sind ja hier nicht bei der Werbung) mitten in die Einöde hinein. Während der äußerst langweiligen Fahrt, die ich durch die Gläser meiner wertvollen Dienstsonnenbrille betrachtete, begleitete mich stets das Scheppern meiner im Kofferraum

liegenden Kiste.

Schließlich kam ich doch an und stellte mein Auto neben einen beinahe identischen Geländewagen. Offenbar hatte mir der TCA Unterstützung zukommen lassen. Es sollte mir recht sein, denn geteilte Arbeit ist bekanntlich halbe Arbeit. Zumindest für mich.

Vom Himmel herab drückten weiterhin die wärmenden Strahlen der Mittagssonne auf mein Gemüt. Kein einziges Wölkchen zeigte sich am Firmament, als hätten sie alle gemeinsam Urlaub genommen, um mich zu ärgern.

Als ich ausstieg, kam mir bereits mein Kollege entgegen-gelaufen. Es war niemand anderer als Steven McLaughington, Jungspund der TCA und gleichzeitig ein entfernter Verwandter meines Chefs. Das konnte ja heiter werden.

Steven trug wie immer ein weißes T-Shirt, das ihm bis über die Hüften fiel, dazu eine kurze Jeanshose und Sandalen. Seine kurz geschorenen blonden Haare wollten so gar nicht zu seiner blauen Sonnenbrille passen. Offenbar hatte er von seinen Vorfahren, den Schotten, kein besonderes Modebewusstsein geerbt. Immerhin hatte er auf einen Kilt verzichtet.

»Ah, Mr Spider, ich habe Sie schon erwartet. Kann ich Ihnen etwas abnehmen?«

Ich reichte ihm meine Sonnenbrille. »Viel Spaß damit.«

Meine Kiste trug ich lieber selbst. Wer wusste denn schon, was dieser fleischgewordene Albtraum eines jeden Modeschöpfers damit anstellen würde. Blieb die Frage, ob er mit dem Fall genau so wenig bewandert war wie mit seinem Stilgefühl.

»Eine Frage, Mr McLaughington, warum in aller Welt kümmert sich die TCA eigentlich um diesen Galgen? Und

warum gerade jetzt?«

Hinter mir stöhnte mein Kollege auf. Ob wegen der Kiste, der Hitze, meiner Frage oder weil er gemerkt hatte, dass er mit seinem Aufzug nicht mal in die heruntergekommenste Kneipe von Barcelona hereingelassen worden wäre, würde ich wohl nie herausfinden.

»Irgendwelche Touristen haben sich wohl vor gut einer Woche hierher verfahren, diesen Galgen entdeckt und es der örtlichen Polizei gemeldet. Und bevor sich irgendwelche Boulevard-Journalisten-Geier auf die Story stürzen konnten, hat der Polizeichef dieser Gegend seine Beziehungen spielen lassen. Wer weiß, vielleicht ist er irgendwie mit dem Chef verwandt. Jedenfalls hat man uns damit beauftragt, dieses Ding zu untersuchen, sein Geheimnis zu lüften und ihn verschwinden zu lassen.«

»Aha.«

Der Chef musste ja eine tolle Verwandtschaft haben.

Der Weg war zum Glück nur kurz. Schon nach gut einer halben Minute war ich am Tatort angekommen. Gut, Tatort war etwas übertrieben, also nennen wir es einmal eine Besonderheit. Dabei handelte es sich um einen Galgen, wie man ihn aus verschiedenen Western, gegebenenfalls auch aus dem Mittelalter kannte. An sich nichts Ungewöhnliches, wäre da nicht die Tatsache, dass der Galgen einsam und verlassen direkt auf einem kleinen Felsvorsprung am Rande einer Schlucht stand.

Vor mir baumelte der Galgenstrick leicht im Wind. Unter ihm war nur der Abgrund.

Ich stellte meine Kiste direkt auf den Felsvorsprung, um so besser meine Untersuchungen durchführen zu können.

Mein Kollege war mir gefolgt und konnte sich eine obli-

gatorische Frage nicht verkneifen. »Was machen wir jetzt?«

Ich verdrehte die Augen. Ob Steven McLaughington den ganzen Weg darüber nachgedacht hatte, wie er diese Frage formulieren sollte?

»Wir untersuchen das Ding.«

»Den Galgen?«

»Nein, den dritten Stein von links.«

Mein Kollege sah mich, wie sollte es anders sein, nur verwirrt an.

Nichtsdestotrotz öffnete ich meine Einsatzkiste und kramte eine Packung Streichhölzer hervor.

McLaughington, der nun direkt neben mir ebenfalls auf dem Felsvorsprung stand, schaute mich wie üblich leicht verwirrt an.

»Was wollen Sie damit? Den Galgen anzünden?«

»So in etwa ...« Es sollte ein Test werden, ob dies vor mir zumindest ein physisch normaler Galgen war.

Ich zündete ein Streichholz an. Etwas knackte.

»Haben Sie das gehört, Mr. Spider?«

»Natürlich. Irgendwo hat ein Stein geknackt.«

Mein Kollege zuckte mit den Schultern.

Die Hand mit dem Streichholz näherte sich langsam dem Galgen. Wer ihn wohl dorthin gebaut hatte? Ein betrunkenener Inquisitor? Ein blinder Henker? Die Daltons?

Noch bevor die Flamme das Holz erreichen konnte, knackte es wieder, diesmal lauter.

McLaughington tippte mir auf die Schulter.

»Mr. Spider, ich denke ...«

»Schon gut, überlassen Sie mir lieber das Denken.«

Wieder knackte etwas, sogar mehrfach hintereinander. Irgendetwas schien unter mir zu brechen. Mein Kollege war

bereits einige Schritte zurückgetreten.

Ich schaute auf meine Füße. Um sie herum waren größere Risse entstanden. Langsam sackte der Vorsprung dem Abgrund entgegen – mit mir als blindem Passagier.

Doch so leicht ließ ich mich von einem Felsen nicht umbringen. Ich nahm kurz Anlauf und sprang.

Unter mir krachte es, der Felsvorsprung verschwand gen Tiefe, und ich segelte wieder auf festen Untergrund, rollte mich ab und sprang sofort wieder auf. Gemeinsam mit meinem Kollegen lief ich zur Klippe.

Von dem Galgen war nicht mehr allzu viel zu sehen. Es sollte mir recht sein.

»Tja, Mr. McLaughington, es sieht aus, als wäre der Fall gelöst.“

Mein Kollege begann plötzlich hysterisch mit den Armen zu fuchteln.

»Gelöst? Sagten Sie gelöst? Wir haben doch überhaupt nichts gelöst. Der Galgen hat ...«

»... sich selbst gerichtet. Er konnte sich ja schlecht aufhängen.«

»Aber mit verschwinden lassen meinte ich ... ich ...«
Mein Kollege verschluckte sich beim Sprechen.

Plötzlich wurde ich blass. In seiner letzten Aktion hatte es der Galgen tatsächlich noch geschafft, mein wertvollstes Mitbringsel mit in den Abgrund zu reißen, die Kiste mit dem Wodka!

»Mr. McLaughington, sorgen Sie unverzüglich dafür, dass das Abgestürzte gesichtet und gesichert wird.«

Mein Kollege sah mich entgeistert an. »Aber ...«

»Danken Sie mir nicht, dieser Fall hatte einen zu hohen Preis.«

Danach drehte ich mich um und ging zu meinem Wagen. Der nächste Auftrag wartete bestimmt schon sehnsüchtig auf mich.

Jimmy Spider und der goldene Kater

Ich fühlte mich, als wäre ich gerade zu einem Toast Hawaii verarbeitet worden.

Glücklicherweise blieb mir das wohl erspart, aber die Hitze Brasiliens reichte trotzdem aus, um meinen Schweißpegel inflationär in die Höhe zu treiben. Dabei befand ich mich sogar schon auf dem Meer, wenn auch nur wenige Kilometer vor der Küste Rio de Janeiros.

Mein fahrbarer Untersatz war ein Boot, für das die Bezeichnung ‚alter Kutter‘ schon fast zu viel des Lobes gewesen wäre. Dessen Kapitän, der sich mir als Silvio vorgestellt hatte, stand dem in nichts nach. Eine vollkommen verdreckte, einstmals weiße Kapitänsuniform umhüllte sein eingefallenes, braun gebranntes Gesicht mit dem schwarzen Rauschebart. Ein nicht zu übersehender Bierbauch schmückte ihn ebenso wie eine weiße Kapitänsmütze.

Diesmal war es sicherlich kein Routineauftrag, wie ich ihn kürzlich in Spanien erlebt hatte (auch wenn dabei eine Flasche kostbarer Wodka zu Bruch gegangen war), sondern eine ernst zu nehmende Bedrohung, die möglicherweise nur ein kleiner Teil von etwas viel Größerem, mehr sogar, vielleicht ein Teil eines Planes, dessen Plan es war, die Welt in Chaos zu stürzen. Es wäre sicher nicht das erste Mal.

Die See war ruhig, kein einziges Wölkchen hatte sich zu

dieser Zeit in die blaue Weite des Himmels getraut. Gemächlich tuckerte der Kahn in Richtung Zuckerhut. Selbiger war auch mein Ziel. Hier und heute würde sich zeigen, ob er innen genauso süß war wie außen.

Kürzlich hatte nämlich ein leichtes Erdbeben, unbemerkt von der Öffentlichkeit an der von Rio abgewandten Seite des Zuckerhutes, eine Höhle freigegeben. In einschlägig bekannten Spelunken hatte sich das Gerücht verbreitet, dort sollte ein wertvoller Schatz versteckt sein. Als das einem TCA-Agenten zu Ohren gekommen war, war er dieses schneller an meinen Chef losgeworden, als ich hier ein Eis geleckt hätte.

Langsam rückte die Höhle in mein Blickfeld. Zum Glück war der Kahn nicht besonders hoch, sodass er ohne Probleme dort hindurch würde fahren können. Wie um den Eingang zu verschleiern, hingen mächtige Schlingpflanzen von dem Berg bis ins Wasser, wodurch die Höhle nur durch den geschärften Blick eines scharf blickenden Menschen zu sehen war. Einen Menschen wie mich.

Trotz der Hitze hatte ich auf mein übliches Outfit nicht verzichtet. Auch meine Desert Eagle steckte zur Sicherheit in meiner Jackentasche.

Als wir den Höhleneingang erreicht hatten, drosselte der Kapitän das Tempo und ließ den Kutter in Schneckentempo durch die Pflanzen fahren. Währenddessen winkte er mir kurz zu.

»Senor Spider, wie geht es jetzt weiter?«

Ich zog verwundert meine linke Augenbraue hoch. »Nun ja, wir fahren rein und sehen nach, was los ist.«

»Und wenn wir auf einen Felsen auffahren? Wer ersetzt mir den Schaden?«

»Dann rufen Sie den Abschleppdienst. Und jetzt, konzentrieren Sie sich lieber auf die Fahrt!«

Silvio drehte sich wieder zum Steuer um und schüttelte den Kopf.

Langsam aber sicher empfing uns die Dunkelheit der Höhle. Silvio hatte bereits den Scheinwerfer (man sollte kaum glauben, dass dieser alte Kutter einen Scheinwerfer hat) am Bug angeschaltet, sodass zumindest unsere Umgebung erhellt blieb. Dies galt leider nicht für mich, denn offenbar hatte Silvio alle sonstigen Lampen an Bord verkauft, um den Scheinwerfer zu bezahlen.

Noch waren nur Steine und Felsen, Stalaktiten und pelzige Monster an der Decke zu sehen ...

Pelzige Monster? Bei mir schrillten alle Alarmglocken. Oder war es mein Mobiltelefon? Ich schaute nach. Tatsächlich, es war ...

Ein Schrei! Nein, das konnte nicht mein Klingelton sein, sondern Silvio. Ich zog augenblicklich meine Desert Eagle, entsicherte sie und rannte zu meinem Kapitän. Natürlich packte ich auch meine Spezialtaschenlampe aus, sonst wäre ich schneller nass geworden als beim Strandurlaub in Island.

Vor mir sah ich Silvio, wie er verzweifelt versuchte, dieses Ding von sich herunter zu bekommen. Es hatte seinen gesamten Körper umschlungen und schien dabei aus mehreren rundlichen und länglichen Gliedern zu bestehen. Dieses Ding hatte zudem ein strahlend blaues Fell, wie ich es zuletzt bei den Plüschtieren meiner Tochter gesehen hatte. Und es fauchte. Fauchte?

Leider konnte ich das Vieh nicht in den Kuschartierhimmel schicken, sonst hätte ich womöglich noch Silvio getrof-

fen. Der Kapitän torkelte keuchend und mit den Armen ruderdnd über das Deck, bis er schließlich unvermeidlicherweise gegen die Reling stieß und über Bord fiel.

Für ihn konnte ich jetzt nichts mehr tun. Erst einmal ging es darum, den Kahn zum Stehen zu bringen, bevor ich Silvio im Wasser Gesellschaft leisten müsste. Mit voller Kraft drückte ich den Bremshebel nach unten. Der Kutter ächzte dabei so erbärmlich auf, dass ich fast Mitleid bekam. Schließlich ging der Motor aber doch den Weg alles Irdischen.

In den letzten Minuten hatte ich mich kaum auf meine Umgebung konzentrieren können. Nun konnte ich mich in aller Ruhe umsehen – und sah ein flackerndes Licht nur gut fünfzig Meter vor mir. Folglich musste es irgendwo eine freie Fläche in der Höhle geben.

Ich leuchtete über den Rand des Schiffes. Wahrhaftig, direkt unter der Strickleiter, die an Bord führte, begannen die Ausläufer von festem Boden – Erdboden.

Diese Möglichkeit ließ ich mir natürlich nicht entgehen. Ich kletterte hinunter und hatte endlich wieder festen Boden unter mir.

So weit, so gut. Kaum dass meine Füße den Boden geküsst hatten, hörte ich schon leise Schritte. Ob das Empfangskomitee kam? Ich schaute mir mithilfe meiner Taschenlampe die Umgebung an.

Tatsächlich, da kam etwas auf mich zu. Noch ein Kuschtiermonster, diesmal in Grün. Diesmal konnte ich es genauer erkennen. Es bestand aus insgesamt fünf Gliedern, von denen die mittleren drei jeweils mit einem Beinpaar bestückt waren. Nun ja, ‚Beine‘ war vielleicht übertrieben, es waren eher fellbewachsene Stangen, die an dreigliedrigen

Füßchen endeten. Mit ihnen reichte mir das Wesen etwa bis zum Bauchnabel. Doch das Schlimmste an ihm war der Mund, oder besser, das verzerrte Maul. Grinsend, in die Länge gezogen, mit zwei Reihen stiftgroßer Reißzähne bestückt. Die lieblichen blaupupilligen Augen schien das Ding von einem weiblichen Popsternchen geklaut zu haben.

Geifer tropfte auf dem Boden, als es mir langsam entgegen trottete. Plötzlich spannten sich alle Glieder an. Nur eine Sekunde später flog mir das Wesen entgegen.

Geschickt wich ich nach links aus, und das Kuschelmonster segelte im hohen Bogen gegen die Bordwand. Ein lautes Klatschen war zu hören, dann sackte es nach unten. Kaum auf den Boden aufgekommen, wandte es sich wieder mir zu. Das Kopfglied sah nun allerdings eher wie ein Halbmond aus.

Doch diesmal war ich vorbereitet. Meine Desert Eagle im Anschlag, gönnte ich dem Wesen ein paar letzte Worte. »Kuschel mit der Kugel!«

Dann drückte ich ab. Das Geschoss traf mitten in das platt gedrückte Gesicht. Fleischfetzen flogen mir entgegen, als das vorderste Glied explodierte. Ich konnte gerade noch ausweichen, sonst wäre mein kostbarer Anzug unwiederbringlich verloren gewesen.

Dieses Wesen war erledigt, aber wie viele würden wohl noch auf mich lauern?

Ich wandte mich wieder dem Fackelschein zu. Offenbar war schon jemand vor mir hier angekommen, denn die Kuscheltiermonster würden wohl kaum mit ihnen kuscheln wollen.

Mit schnellen Schritten lief ich auf das Licht zu. Es schien

aus einem Gang zu kommen, der in den Fels geschlagen war. Ich schaute hinein.

Der Gang verlief wohl noch etwas weiter, doch schon an der ersten Biegung entdeckte ich eine Fackel. Doch sie konnte nicht die Einzige sein, denn das Licht breitete sich noch weiter in die Gänge aus.

Langsam kam ich mir vor wie in einem Irrgarten, in dem ich mich einmal als Kind verlaufen hatte. Doch schließlich fand ich ein Ziel.

Vor mir tat sich eine hochgewölbte größere Höhle auf. Im Lichtschein mehrerer Fackeln grabbelte mindestens ein halbes Dutzend dieser Kuschartiermonster auf dem Boden, an den Wänden und an der Decke des Höhlensaals.

Ich drückte mich an die Seitenwand des Gangs, um mehr sehen zu können, ohne dass die Monster mich als Mittagessen ausmachen konnten.

Im Hintergrund der Höhle befand sich ein besonders gut ausgeleuchtetes Podest. Nein, es war mehr ein Altar. Eine Treppe führte einen Fels hoch, an dessen Spitze etwas hell aufblitzte. Hatte ich den Schatz gefunden?

Plötzlich erschien eine Gestalt auf dem Altar. Ein offenbar recht dünner, aber dennoch muskulöser Mann mit kurz geschorenen schwarzen Haaren und einem Dreitagebart. Er trug ein weißes Shirt, darüber eine schwarze Weste. Außerdem erkannte ich noch, dass er ein paar Halbhandschuhe trug, die die Finger freiließen. Der Rest seines Körpers verschwand hinter dem Altar.

Ich musste schon genau hinhören, um die zischelnde Stimme des Mannes hören zu können.

»Endlich habe ich dich, meinen süßen Kater.«

Aha, um einen Kater ging es also. Auf dem Flug nach Rio

hatte ich auch einen bekommen, aber dafür hatte ich mich nicht mit Kuschelmonstern einlassen müssen.

Langsam drückte ich mich in den Saal, mit der Desert Eagle auf den Mann zielend. Meine Stimme durchbrach sein euphorisches Grinsen. »Weg von dem Altar! Los, ich will ihre Hände sehen!«

Der Mann zuckte zusammen. Kurz darauf hatte er sich wieder gefangen und grinste höhnisch. Natürlich tat er nicht das, was ich ihm befohlen hatte.

»Wusste ich doch, dass die TCA Sie schicken würde, Spider. Ich habe Sie schon erwartet.«

Ich zog meine linke Augenbraue hoch. »Sehr schön, dann wissen Sie ja, was jetzt folgt. Gehen Sie von dem Kätzchen weg.«

Der Mann verdrehte die Augen. »Das ist ein Kater, Spider! Wissen Sie eigentlich, was das ist?«

»Das männliche Pendant zu einer Katze.«

Der Mann auf dem Altar zuckte zurück und krallte seine Hände vor Wut zusammen. »Natürlich ist es das! Aber was Sie hier auf dem Altar stehen sehen, ist der goldene Kater der Inka. Ein Heiligtum, eine unglaublich wertvolle Hinterlassenschaft. Einmalig auf dieser Welt. Und jetzt gehört sie mir.«

»Nicht, solange ich Sie noch aufhalten kann. Wer sind Sie überhaupt?«

»Ich heiße Raymond Sterling. Aber für Sie gerne auch Ray. Merken Sie sich den Namen, denn es wird das Letzte sein, was Sie in Ihrem Leben gehört haben. Meine Monchoppies werden Sie zu Hackfleisch verarbeiten.«

Auch wenn ich damit noch einen Namen vor meinem angeblichen Tod gehört hatte, ich achtete eher auf die Be-

zeichnung ‚Monchoppies‘. Dieser seltsame Name passte wirklich zu diesen noch seltsameren Viechern.

»Fasst ihn, meine Kleinen!«

Ob er auch mit ihnen kuschelte? Mir war es im Moment egal. Ich musste meine eigene Haut retten.

Ich setzte meine Desert Eagle an. Doch nicht etwa auf die Monchoppies, sondern auf Ray. Meine erste Kugel sirrte nur knapp an seinem Ohr vorbei, schlug gegen die Felswand und schwirrte als Querschläger der Decke entgegen. Kurz darauf hörte ich ein entsetztes Quieken.

Die Kugel hatte eines der Wesen an der Decke erwischt. Blutige Fetzen flogen durch die Luft, als das Wesen dem Boden entgegenstürzte. Dabei traf es einen weiteren Monchoppie, der durch den herunterstürzenden Kadaver geköpft wurde.

Doch der Körper lief weiter, drehte sich furios um die eigene Achse und bespritzte zwei weitere Monchoppies mit seinem gelben Blut. Es zischte, als sich der Lebenssaft wie Säure in die Felle der Wesen einbrannte. Die anderen Monchoppies liefen in Panik kreuz und quer durch die Höhle. Einer von ihnen stieß eine Fackel um und fing Feuer.

Im Hintergrund eilte Sterling die Treppe des Altars hinunter, den goldenen Kater, der ungefähr so groß wie ein normaler Kater war, mit dem rechten Arm umschlungen. Ich musste ihn aufhalten.

»Sterling, bleiben Sie stehen.«

Raymond Sterling lief natürlich weiter, brüllte mir aber noch etwas entgegen. »Hat schon mal jemand darauf gehört?«

»Nein, Sterling, Sie sind der Erste, dem ich das zurufe.«

Ray brüllte wie irre auf, griff in seine Tasche und warf

mir eine graue Kugel entgegen. »Schnupper Gas, Spider!«

Gas war es glücklicherweise nicht, dafür grauer Rauch, der mir die Sicht vernebelte. Irgendwo im Hintergrund klackte und ruckelte es. Durch den Rauch konnte ich gerade so schemenhaft erkennen, dass Sterling in der Wand verschwand.

In der Wand? Der Kerl musste einen Geheimgang gefunden haben.

Bevor ich ihn verfolgen konnte, kreuzte der brennende Monchoppie, der schreiend und ziellos umherlief, meinen Weg. Dann schließlich rannte ich Sterling hinterher.

Durch den Rauch fand ich den Geheimzugang. Eine Treppe führte auf geradem Weg nach oben. Am Ende des Aufgangs konnte ich einen kleinen Lichtpunkt erkennen.

Zum Glück nahm ich jedes Jahr bei der traditionellen Eiffelturm-Treppenlauf-Meisterschaft teil, sodass es kein Problem für mich war, mit Sterling Schritt zu halten. Während ich mit dem Aufstieg erst begann, hatte mein Gegner bereits die Hälfte der Strecke hinter sich.

Im Laufen zielte ich mit der Desert Eagle auf ihn und schoss. Direkt neben seinem linken Ohr blitzte es auf, als die Kugel in die Gangwand einschlug. Weitere Funken sprühten, als die Kugel (eine Spezialanfertigung aus den Kugelschmieden von Timbuktu – die Kugel blieb beim Aufprall stets stabil) einige weitere Male als Querschläger über die Treppe tanzte. Sterling duckte sich und kroch weiter aufwärts.

Hinter mir hörte ich ein Fauchen. Ich drehte mich augenblicklich um. Der letzte Monchoppie stand geifernd und mit weit aufgerissenem Maul hinter mir, die Augen im blanken Wahnsinn verdreht. Es war wieder das blaue Vieh.

An seinen Zähnen hingen noch die Reste von Silvios Kapitänsmütze. Ich konnte nicht mehr reagieren, denn der Monchoppie sprang mir bereits entgegen. Gleichzeitig hörte ich von hinten ein lautes Sirren. Geistesgegenwärtig zog ich meinen Kopf ein. Die eben von mir abgefeuerte Kugel surrte über mich hinweg und traf den Monchoppie punktgenau zwischen die Augen.

Um sein explosives Ende konnte ich mich nicht mehr kümmern, denn ich musste Sterling weiter verfolgen. Der Kerl hatte bereits einen ordentlichen Vorsprung, doch durch meine ausgezeichneten Treppensteigkünste holte ich schnell auf, sodass uns am Ende des Ganges nur noch wenige Meter trennten.

Der Aufgang mündete in einem kleinen Plateau, das an einer der Seiten des Zuckerhutes liegen musste. Die gleißenden Strahlen der Sonne blendeten mich, sodass ich meine firmeneigene Sonnenbrille überzog. Sie schützte nicht nur vor den blendenden Strahlen, sondern spiegelte auch das Sonnenlicht zurück, sodass alle, die sich in meiner Nähe befanden, selbst geblendet wurden. In diesem Fall traf es Raymond Sterling, der sich mir zugewandt hatte und den goldenen Kater in seinen Händen hielt. Er schrie entsetzt auf und wandte sich wieder von mir ab, während er weiter auf den Rand des Plateaus zu rannte.

Über mir hörte ich das Rattern eines Hubschraubers. Er flog über meinen Kopf hinweg, direkt auf den Rand des Plateaus zu.

Sterling drehte sich mir noch einmal zu, die Augen zu Schlitzen verkniffen, während er mir eine Luger-Pistole entgegenhielt.

»Keinen Schritt weiter, Spider. Du hast zwar meine Lieb-

linge getötet, aber den Schatz bekommst du nicht.«

Ich zielte mit meiner Desert Eagle ebenfalls auf ihn. »Her mit dem Kätzchen. Es ist vorbei.«

»Argggghh! Es ist ein Kater, verflucht noch mal. Begreifen Sie das nicht? Ein Kater! Kaaateeeeeer ...«

Noch während seines Schreis warf er sich herum und sprang der offenen Tür des Hubschraubers entgegen. Kaum hatte er das schwarze Fluggefährt erreicht, drehte der Pilot ab.

Während er davonflog, feuerte Sterling auf mich. Ich brachte mich mit einem Hechtsprung in Sicherheit, während die Kugeln in den Erdboden des Plateaus einschlugen.

Trotz des Ratterns der Hubschrauberflügel hörte ich noch den Abschiedsgruß von Ray. »Wir werden uns wiedersehen, Spider. Und dann wirst du Monchoppie-Futter.«

Ich sah noch kurz, wie der Hubschrauber davonflog, der strahlenden Mittagssonne entgegen.

Wütend steckte ich meine Desert Eagle weg.

Ich hasse es, wenn ein Plan nicht funktioniert. In diesem Fall der Plan, den Schatz des Zuckerhutes zu finden. Zumindest wusste ich, dass ich Sterling mindestens noch einmal begegnen würde. Kein entkommener Gegner sprach so eine Ankündigung aus, wenn er mir nicht in einem weiteren Abenteuer die Suppe versalzen wollte.

Dies brachte mir einen kleinen Trost, und so zündete ich mir eine zum Glück nicht versalzene Zigarre an ...

Jimmy Spider und der Fischer

Ich hasse Niederlagen, und besonders hasse ich es, wenn wahnsinnige Superschurken (diesmal samt eines süßen Kätzchens) mir vor der Nase wegfliegen. Aber irgendwie war ich mir sicher, dass ich ihn wiedersehen würde – sonst wäre er ja kein Superschurke.

Wenigstens konnte mir meine Zigarre etwas Trost spenden, als ich langsam wieder die Treppe des Geheimganges hinunterging.

Als ich wieder die große Höhle betrat, wünschte ich mir, meine Nase würde auf der Stelle abfallen. Es roch wahrlich erbärmlich. Doch ich brauchte mich nur umzusehen, um zu erkennen, was der Grund dafür war – oder besser gesagt die *Gründe*: die toten Monchoppies. Ihre herumliegenden Kadaver stanken schlimmer als verbrannte Bisamratten. Nun, damit sollte sich ein Entsorgungskommando der TCA auseinandersetzen, ich dagegen wollte mich schnellstmöglich entfernen.

Silvios verrosteter Kutter stand immer noch an derselben Stelle, an der ich ihn verlassen hatte. Nur von seinem Kapitän fehlte weiter jede Spur. Einzig seine Mütze hatte ich an einem für seine Gesundheit äußerst unangenehmen Ort wiedergesehen.

Nachdem ich das Schiff betreten und schließlich auch den Motor in Gang gebracht hatte, fühlte ich mich seltsamerweise an meine Kindheit erinnert. Mein Onkel, zu dem ich damals einen recht engen Kontakt hatte, war bis zu seinem Tod ein leidenschaftlicher Bootsfahrer gewesen, wohl auch deshalb, weil (wie ich erst viel später erfuhr, damals hatte er mich nur öfter auf normalen Bootsfahrten mitgenom-

men) er bei dem britischen Geheimdienst als Testfahrer für Schiffe eingesetzt wurde. Nun ja, bis er einmal einen neuen Schleudersitz für U-Boote ausprobieren sollte ...

Aber das lag lange zurück, und mittlerweile hatte ich selbst einige Bootslehrgänge hinter mich gebracht, sodass ich den alten Kahn problemlos selbst steuern konnte.

Als ich den Ausgang der Höhle erreichte, wollte ich meinen Augen kaum trauen: Der Himmel war komplett bewölkt. Wie war das möglich? Noch vor weniger als fünfzehn Minuten war Sterling samt Katze und Hubschrauber der strahlenden Mittagssonne entgegen geflogen, ohne dass auch nur eine einzige Wolke zu sehen gewesen war.

Ein dumpfes Grollen unterbrach meine Gedankengänge. Tatsächlich, der ganze Himmel war bedeckt, sogar recht dunkel, und in meinem Nacken spürte ich einen Juckreiz. Ein untrügliches Zeichen für das, was mir bevorstand: Ich musste mich kratzen.

Erste Tropfen prasselten auf meinen dunklen Anzug. Zum Glück habe ich stets einen Spezial-Regenschirm der TCA in meiner Tasche. Er hatte die Form einer kleinen, rechteckigen Box. Nachdem ich auf einen kleinen roten Knopf gedrückt hatte, spannte sich der Schirm auf.

Der Regen wurde immer stärker, und auch Nebel kam über der See auf. Nach wenigen Minuten wurde er so dicht, dass selbst fliegende Fische die Orientierung verloren hätten.

Irgendetwas ging hier nicht mit rechten Dingen zu. Deswegen stellte ich den Motor des alten Kutters ab. Das Getriebe jaulte noch einmal auf wie ein sterbender Kojote, dann erstarb es.

Und doch – irgendetwas tuckerte noch immer. Es musste

sich also noch ein zweites Boot in der Nähe befinden.

Leider hatte Silvios Boot keine Nebelscheinwerfer. So musste ich beinahe blind der Dinge harren, die auf mich zu kamen.

Ohne Vorwarnung riss vor mir die Nebelwand auf und gab ihren Inhalt preis: ein zweites Fischerboot. Nur war dieses ungefähr doppelt so groß wie das, auf dem ich mich befand. Es gab auch einen größeren Kapitänsaufbau, doch zu sehen war dort niemand.

Erst jetzt bemerkte ich, dass das Schiff direkt auf mich zusteuerte.

Wenn mir nicht bald etwas einfiel, würde ich zu Meereshackfleisch verarbeitet werden.

Ich versuchte, den Motor wieder anzubekommen, aber es rührte sich nichts. Der Kutter hatte offenbar genug vom Leben, denn er trieb zusätzlich noch auf das sich nähernde Schiff zu.

Ich zog und entsicherte hastig meine Desert Eagle. Wenn mich der Kapitän schon nicht sehen konnte (oder wollte), konnte ich so wenigstens auf mich aufmerksam machen.

Das große Fischerboot kam immer näher, während ich für meinen ersten Warnschuss anlegte.

Als ich abdrückte, ruckelte plötzlich der Kutter, und die Kugel flog nicht gerade in die von mir gewünschte Richtung. Das Spezialgeschoss zischte direkt durch das Vorderfenster des Deckaufbaus und zerstörte es augenblicklich.

Wenn der Kapitän noch kein Motiv für seinen Konfrontationskurs gehabt hatte, jetzt hatte er eines. Und das Schiff hielt noch immer direkt auf mich zu.

Ich musste springen, um mein Leben zu retten. Oder doch nicht? Mir kam eine Idee. Ich stellte mich so weit rechts auf

das Heck des Kutters, wie es nur ging.

Das hätte ich vielleicht nicht machen sollen, aber hinterher ist man bekanntlich immer klüger.

Der Kutter musste an irgendetwas unter Wasser hängen geblieben sein, dann schwenkte er auf die Breitseite und schmiss mich fast von Bord. Doch gerade so konnte ich mich an der Reling festhalten. Zumindest war ich jetzt immer noch auf der rechten Seite.

Noch wenige Sekunden, dann war es so weit. Direkt neben mir barsten die Planken auf. Das Fischerboot riss Silvios Kutter, der nun endgültig in die ewigen Fischgründe einging, in zwei Hälften. Die eine verzog sich recht schnell in den wässrigen Untergrund, die andere (und das war glücklicherweise die, auf der ich mich befand), trieb an der rechten Seite des Fischerbootes entlang.

Ich konnte mein Glück kaum fassen, als ich tatsächlich eine Strickleiter an dem großen Boot herunterhängen sah. War das vielleicht ein Beweis des guten Willens des Kapitäns? Ich machte mir keine weiteren Gedanken mehr darüber und kletterte einfach hoch.

Zuerst hatte ich Mühe, an der tiefend nassen Leiter halt zu finden, doch schließlich schaffte ich es und kletterte über die Reling an Bord.

An Bord empfing mich der Nebel. Wenigstens war bis jetzt noch nichts von irgendwelchen verfluchten Seemännern, die sich für ihren Tod rächen wollten, oder ähnlichem Gezücht zu sehen.

Die Planken knarrten unter meinen Schuhsohlen, als ich mit gezogener Waffe das Schiff inspizierte. Langsam schlich ich auf das Kapitänshaus zu. Noch immer war niemand zu sehen. War die Besatzung verschwunden?

Plötzlich spürte ich hinter mir einen leichten Luftzug. Instinktiv zog ich meinen Kopf ein.

Etwas ungeheuer Scharfes zischte knapp an meiner glücklicherweise unversehrten Frisur vorbei und zerschmetterte Teile des Kapitänshauses.

Mit meiner Desert Eagle in der rechten Hand drehte ich mich um. Vor dem Hintergrund eines beinahe schwarzen, durch zuckende Blitze erhellten Wolkenvorhangs sah ich die Schreckgestalt vor mir. Ein Berg von einem Menschen, etwa zwei Meter groß und vielleicht auch ebenso breit. Seinen gesamten Körper verhüllte ein dunkelblaues Regencap, und auch sein Gesicht war durch die weit nach unten hängende Kapuze nicht zu erkennen. Und obwohl ich seine Augen nicht sah, schien es mir, als würde mir aus ihnen die pure Mordlust entgegensprühen. Es konnte sich aber auch um Sprühregen handeln.

Meine Augen weiteten sich vor Schreck, als er seine Waffe, eine mächtige Machete mit einer gut einen halben Meter langen Klinge, aus dem Kapitänshaus zog und sie erneut zum Schlag erhob.

Mit einem gewaltigen Hechtsprung, der jeden Spitzensportler vor Neid hätte erblassen lassen, brachte ich mich in Sicherheit, während die Machete das Holz der Planken zum Bersten brachte.

Kaum war ich wieder auf die Füße gekommen, schritt auch schon der Machetenschwinger auf mich zu. Doch ich wollte es nicht zu einer weiteren Auseinandersetzung kommen lassen und versuchte mein Glück mit Konversation.

»Hören Sie, Mr ... Fischer?«

Der Angreifer blieb tatsächlich stehen.

»Wenn es Ihnen wirklich so wichtig ist, kann ich Ihnen

gerne die zerschossene Scheibe ersetzen. Ich habe eine gute Versicherung, und wenn wir erst mal die Formali...«

Irgendetwas musste ihn an meiner Rede aufgeregt haben, denn plötzlich fing er infernalisches an zu brüllen und rannte mit erhobener Machete auf mich zu.

Ich wollte mich erneut in Sicherheit bringen, doch diesmal hielt mich etwas davon ab. Ein herumliegender Rettungsring behinderte mich beim Sprung, sodass ich mehr oder weniger freiwillig den Beinen des herannahenden Fischers entgegenfiel.

Funken sprühten vor meinen Augen, als mich eine Kniescheibe des Angreifers an der Stirn traf. Wie aus weiter Ferne hörte ich wieder ein Brüllen, nur diesmal hörte es sich eher panisch an. Verschwommen sah ich, wie der Fischer wild mit den Armen rudern der Reling entgegen trudelte. Ein Mann wie ich hätte vielleicht den Schwung noch abfangen können, doch dieser Mount Everest auf zwei Beinen war einfach zu schwer dafür. Mit seiner gesamten Masse krachte er gegen die Reling, die unter dem Druck zum Teil einbrach und mitsamt dem Fischer ins Meer stürzte.

Ich atmete tief durch. Noch immer sah ich kleine Sterne vor den Augen, aber auch die konnten mich nicht davon abhalten, eine Siegerzigarre aus meiner Manteltasche zu ziehen. Wenigstens wieder ein Erfolg, nachdem mir dieser Sterling entkommen war.

Doch kaum hatte ich die Zigarre an- und sie mir in den Mund gesteckt, wurde mir schwarz vor Augen ...

Ich wusste nicht, wie lange es gedauert hatte, bis ich aus meinem unfreiwilligen Mittagsschlaf erwacht war, aber lange konnte es nicht gewesen sein, denn die Zigarre steckte immer noch in meinem Mund, war erst zur Hälfte abge-

brannt und reckte sich stolz gen Himmel.

Langsam erhob ich mich wieder. Erst da merkte ich, dass ich wieder im strahlenden Sonnenschein stand. Kein einziges Wölkchen, kein Gewitter, kein Regen, kein Nebel und auch kein tollwütiger Fischer. Damit hatten sich auch etwaige Probleme mit der Versicherung geklärt ...

Jimmy Spider und der Mann im Schatten

Ich befand mich in einem stillgelegten Abschnitt der U-Bahn-Tunnel von Manchester. Nicht genug damit, von Ratten, Schatten, Matten und ... Ratten umgeben zu sein, nein, ich musste auch noch in eine ehemalige Bahnhofstoilette. Zu meinem Glück nicht, um dort eine Notdurft zu verrichten (wobei mich auch in einer normalen Bahnhofstoilette keine zehn mit Desinfektionsspray eingeriebenen Pferde dazu gebracht hätten), sondern, um mich mit einem Informanten zu treffen. Ein Kontaktmann der TCA hatte dieses Treffen arrangieren können. Angeblich wollte mein geheimnisvoller Informant mir wichtige Hinweise zu einer bevorstehenden Bedrohung der Weltsicherheit und der Zivilisation, wie wir sie kennen, zuspielen. Das Übliche eben.

Nach einem nicht enden wollenden Spaziergang durch riesige Spinnweben, umherliegendes Geröll und fiepender, erbärmlich stinkende Fellknäuel hatte ich endlich den Treffpunkt erreicht.

Flackernder Lichtschein zuckte mir entgegen. Eine noch intakte Glühbirne leuchtete alle paar Sekunden kurz auf, nur um danach wieder zu erlöschen.

Dank meiner Taschenlampe sah ich, dass sich über das Waschbecken und die Toiletten neben einer Schmutz- auch eine Moosschicht gelegt hatte. Ein echter Platz zum Wohlfühlen.

Als ich gerade den Lichtschalter entdeckt hatte und das Flackern abstellen wollte, hörte ich die flüsternde Stimme.

»Lassen Sie das, Mr. Spider! So ist es gerade richtig.«

Gelassen drehte ich mich in Richtung der Steh-toiletten, während ich meine Taschenlampe wegsteckte. In der schattigen Ecke des Raumes, gerade so von dem flackernden Lichtschein erreicht, hatte sich eine dunkle Gestalt aufgebaut. Der Mann musste einen lang auslaufenden schwarzen Hut und eine ebenso schwarze Jacke tragen, denn außer der Schwärze sah ich nichts als ... Schwärze.

Kaum, dass ich ihn mir näher angeschaut hatte, sprach ich ihn an. »Sie wollten mich sprechen?«

Wieder hörte ich seine flüsternde Stimme. »Sie haben es erfasst. Ich freue mich, dass Sie sich entschlossen haben, diesem Treffen zuzusagen.«

»Nun, ich hatte gerade frei, und da mich niemand zum Essen eingeladen hatte ...«

Der Mann vor mir zischte irgendetwas Unverständliches, bevor er antwortete. »Unwichtig. Wichtig ist, dass Sie mir zuhören. Ich habe Informationen für Sie, die für die Zukunft der uns bekannten Menschheit allergrößte Bedeutung haben. Hören sie genau zu, ich ...«

»Entschuldigen sie, aber könnte ich nicht noch das Licht ausschalten? Dieses Geflacker ...«

Der Schattenmann vor mir unterbrach mich und zischte mir wieder etwas entgegen, diesmal scheinbar verärgerter. »Seien Sie still!«

Er legte eine kurze Pause ein, bevor er fortfuhr. »Wie ich hörte, haben Sie vor Kurzem in Brasilien eine kleine, aber nicht unbedeutende Niederlage erlitten.«

»Sie sind gut informiert.«

»Und nicht nur das, Sie wurden auch von einem Fischer angegriffen, der Sie beinahe getötet hätte.«

Ich winkte ab. »Sie übertreiben. Ich war nie wirklich in Gefahr. Und schließlich hat sich dieser geheimnisvolle Fischer selbst zu seinen schuppigen Lieblingen gesellt.«

»Ja ja, ganz toll. Sehen wir einmal von ihren *Heldentaten* ab, haben Sie sich nicht gefragt, was diese Aktionen für einen Sinn hatten? Nun, ich werde Ihnen etwas verraten: Sie sind alle Teil eines großen Ganzen. Raymond Sterling, mit dem Sie bereits das Vergnügen hatten, hat nicht nur aus reiner Profitgier den goldenen Kater ...«

»Sie meinen das Kätzchen?«

»Nein, den Kater!« Der Mann im Schatten machte einige fahrig Handbewegungen, bevor er unter dem flackernden Licht fortfuhr. »Wie dem auch sei, er hat den Kater nicht für sich geraubt, sondern für jemand anderen. Und der Fischer, der Ihnen danach vor der Küste aufgelauert ist, ist auch kein Zufallsangreifer gewesen. Genauso wenig wie der plötzliche Wetterumschwung Zufall war. Es war alles geplant, und der Fischer hatte den Auftrag, Sie zu töten. Vor allem aber hat ...«

Ich unterbrach ihn wieder. »Nichts für ungut, aber dieses Geflacker hält doch kein normaler Mensch aus. Kann ich nicht doch...«

»Nein!« Er griff sich wütend an den Kopf und fuchtelte mit seinen Armen herum. »Nein, nein, nein! Halten Sie endlich den Mund. Ich versuche Ihnen hier überlebens-

wichtige Informationen mitzuteilen, und Sie reden immer nur über ihr dämliches Flackerlicht. Merken Sie nicht, wie wichtig das ist, was ich Ihnen gerade sage? Ich habe mein Leben riskiert, um mich mit Ihnen hier zu treffen. Gewisse Kreise sind mir bereits auf der Spur und trachten mir nach dem Leben!«

»Schon gut, schon gut. Entschuldigen Sie. Fahren Sie fort.« Ich setzte mir meine Spezial-Sonnenbrille auf, um dem Flackerschein zu entgehen. Stattdessen sah ich jetzt gar nichts mehr. Nur das Flackern erhellte die Dunkelheit vor mir.

»Also, wo war ich stehen geblieben? Ach so ... nun, der Fischer, dem Sie begegnet sind, wollte verhindern, dass Sie irgendetwas von dem, was Sie innerhalb des Zuckerhutes erlebt haben, weiterleiten. Dieser Plan, der hinter dem Raub des goldenen Katers steht, ist für einige Leute enorm wichtig.« Er erhob, unbeobachtet von mir, seinen rechten Arm und streckte warnend seinen Zeigefinger in die Höhe. Ich dagegen sah nur das Geflacker.

»Und ich kann Ihnen sagen, dass dies erst der Anfang war. Weitere Diebstähle werden folgen. Schon in den nächsten Wochen wird ...«

Ich musste ihn wieder unterbrechen. »Also, es tut mir ja wirklich außerordentlich leid, aber ich ertrage dieses Flackern einfach nicht. Ich muss das ausschalten.« Meine Finger tasteten bereits in die Richtung, in der ich den Lichtschalter vermutete.

Der Schattenmann vor mir schrie wütend auf. »Lassen Sie die Finger davon. Sie werden den Lichtschalter nicht berühren!«

Ohne, dass ich es sehen konnte, musste der Mann auf

mich zugehen, denn ich hörte das Echo von Schritten, während sich meine Hand langsam auf den Lichtschalter legte. Endlich würde das nervige Geflacker ein Ende finden.

Mein Informant schrie mir etwas entgegen, dass sich wie ein »Neeein!« anhörte, doch es war bereits zu spät. Ich schaltete das Licht aus.

Vor und über mir war daraufhin Partyzeit. Mit einem gewaltigen Knall explodierte die Glühbirne wie ein Todestern über dem Schattenmann. Funken sprühten in alle Ecken der Toilette, während gleichzeitig ein gewaltiger gleißender Blitz auf meinen Informanten niederging.

Ich stürzte zu Boden und hielt mir die Hände vor die Augen, um den unglaublich hellen Strahlen zu entgehen. Ohne meine Sonnenbrille wäre ich wahrscheinlich erblindet. Doch ich wollte sehen, was vor mir geschah und riss sie mir vom Gesicht.

Der Mann, den ich zuvor nur im Schatten gesehen hatte, hatte sich in eine gleißend helle, fluoreszierende menschliche Fackel verwandelt. Kurze Zeit hielt er sich noch auf den Beinen, dann musste irgendetwas in ihm zerstört worden sein, denn er brach förmlich in sich zusammen.

Augenblicklich erlosch das Licht, und ich sah nichts mehr als Schwärze. Doch zum Glück hatte ich noch meine Taschenlampe, mit der ich dorthin leuchtete, wo der Mann eben noch gestanden hatte.

Langsam richtete ich mich auf und ging auf ihn (oder vielmehr seine Reste) zu. Mehr als ein großer Haufen Asche war von meinem Informanten nicht übrig geblieben.

Nun ja, wenigstens hatte das Flackern jetzt ein Ende gefunden. Hätte der Mann früher auf mich gehört, wäre er wahrscheinlich nicht mit dem Flackerlicht ins Leuchtennir-

wana eingegangen.

Immerhin hatte ich einige wichtige Informationen erhalten. Das war für mich Grund genug, mir eine Erfolgszigarre anzuzünden, während ich mich auf dem Weg zurück machte.

Jimmy Spider und die Frau aus der Konserve

Normalerweise bevorzuge ich es ja nicht gerade, in den Zirkus zu gehen, aber wenn dort augenscheinlich übernatürliche Dinge geschehen, muss eben eine Ausnahme die Regel bestätigen.

Offenbar hatte ein Kontaktmann der TCA bei einem Zirkusbesuch gemeinsam mit seiner Familie hier etwas Unglaubliches erlebt: Eine wunderschöne schwarzhaarige Frau soll sich aus einer menschengroßen Konservendose geschält haben. Und das, obwohl zuvor nur Thunfisch in der Dose zu sehen gewesen war. Teurer Thunfisch.

Zuerst hatte ich gedacht, der Mann hätte zu viele Konserven gefrühstückt, aber nachdem mein Chef den Auftrag als solchen angenommen hatte, kam ich nicht umhin, mir ebenfalls ein Bild von der (möglicherweise sehr schmackhaften) Dame zu machen. Doch jedes Mal, wenn ich an den Inhalt der Dose dachte, fiel mir auch wieder der Fischer ein, der mich vor Kurzem hatte skalpieren wollen. So blieben meine Gedankengänge eher an zwei hübschen Damen haften.

Zum einen an der Frau, die sich in der Konserve befinden sollte, und zum an meiner hübschen Begleiterin. Tanja Ber-

ner hieß sie, eine dreiundzwanzigjährige Schweizerin, die vom dortigen Geheimdienst zur TCA gewechselt war und mir zur Eingewöhnung als Partnerin zugeteilt worden war.

Ich hatte uns bereits einen Platz auf der Tribüne des Zirkus gesucht und mit – so hoffte ich – Schweizer Spezialitäten versorgt. Auch meinen Schweizer Dialekt hatte ich extra für unsere Begegnung etwas aufpoliert.

Meine Kollegin ließ sich noch etwas Zeit. Sie hatte mir gesagt, dass sie vor Beginn der Show sich noch einmal etwas umsehen wollte. Ich hatte nichts dagegen, schließlich war ich nicht ihr Kindermädchen, und die Show würde erst in ein paar Minuten losgehen.

Die Stimmung schien recht angeheitert. Viele Erwachsene hatten ihr Kleingetier, sprich Kinder, mitgebracht, das vor der Vorstellung überall wild herumwuselte.

In der Manege selbst war noch nichts zu sehen. Nur ganz normaler Sand. Keine versteckten Thunfische oder Konserven.

Hinter mir hörte ich ein Hüsteln, und als ich mich umdrehte, sah ich eine junge, braunhaarige Schönheit, eingepackt in einen roten Wollpullover, blaue Jeans und weiße Turnschuhe. Tanja Berner war gekommen.

Sie lächelte mir entgegen. »Darf ich?«

»Was denn?«

»Mich hinsetzen.«

»Oh, natürlich. Kommen Sie.«

Ich half ihr auf ihren Platz links neben mir. Als sie sich gesetzt hatte, bot ich ihr meine mitgebrachten Speisen und Getränke an.

»Möchten Sie vielleicht eine hübsche Brezeli? Oder eine warme Käffli?«

Augenblicklich erstarb ihr Lächeln. Ihre Augen verengten sich zu zwei Schlitzen, und das, was man von ihnen noch sah, blitzte mir böse entgegen. »Passen Sie auf, dass ich Ihnen dafür nicht Ihr Zipferli verbrühe.«

Ich schaute an mir herunter, bevor ich antwortete. »Wenn Sie meinen. Ich habe noch genug davon im Schrank.«

Mit einem Mal weiteten sich ihre Augen, während ihr Mund offen stand. Damit hatte sie offenbar nicht gerechnet. Aber was hatte sie nur gegen meine Krawatte?

Sekunden später erstarb unser Gespräch, denn irgendwo brandete Trommelwirbel auf, während fanfarenartige Musik aufgespielt wurde. Die Show ging also los.

Nun, die ersten dreißig Minuten der Vorstellung waren schnell erzählt. Während ich mir genüsslich die Brezel und den Kaffee einführte, taten ein paar Clowns, Zirkustiere und Trapezkünstler ihr Möglichstes, um mich an den Rand des Einschlafens zu bringen.

Dann, endlich, kam die Show zu ihrem Höhepunkt. Scheinwerfer erleuchteten die Manege, und als ein weiterer Trommelwirbel aufbrandete, trugen vier Männer eine menschengroße Konservendose herein. Nur gut, dass ich gerade erst gegessen hatte, sonst wäre mir das Wasser im Mund zusammengelaufen.

Nachdem die Dose in die Mitte der Manege gestellt worden war, verließen drei der Helfer wieder das Zirkuszelt, während von irgendwo der Zirkusdirektor das folgende Geschehen ankündigte.

»Meine Damen und Herren, es ist soweit. Sehen Sie nun eine Frau, eine Weltsensation, wie es sie zuvor noch nie gegeben hat. Von der schönen Insel Madagaskar stammt diese namenlose Schönheit, die Sie in den folgenden Minuten

in sprachloses Erstaunen versetzen wird. Erleben Sie nun mit mir gemeinsam ... die Frau aus der Konserve!«

Heillooses Gemurmel herrschte nun auf den Zuschauer-
rängen, was der Sprecher mit einem streng klingenden *Ruhe bitte!* quittierte. Meine Kollegin dagegen schwieg beharrlich. Offenbar hatte sie immer noch an meinen Schweizer Sprachkünsten zu knabbern.

Der letzte verbliebene Helfer, ein muskulöser Mann in einem blauen Hosenanzug und einem weiß-rot-gestreiften Shirt, rieb sich demonstrativ die Hände, bevor er langsam (spannungsfördernd) den Verschluss der Dose öffnete. Zum Vorschein kam ... Thunfisch! Welch Überraschung.

Doch kaum, dass sich die Zuschauer wieder gefangen hatten, begann sich der Thunfisch zu verändern. Wellen entstanden in der Dose, und an einem Ende färbte er sich. Ein wenig schwarz, etwas beige. Als wäre das nicht sonderbar genug, schien zusätzlich noch etwas aus dem farbigen Thunfisch hervorzuwachsen – oder besser, zu entstehen.

Zuerst waren es nur schwarze lange Haare, dann ein Kopf, und schließlich wuchs ein ganzer Oberkörper aus dem Thunfisch hervor.

Eine unheimliche Stille herrschte unter den Zuschauern.

Aus einem Teil des Thunfisches war eine schwarzhaarige Frau mit splitter nacktem Oberkörper entstanden. Nur die Beine fehlten, denn dort, wo sie hätten sein müssen, breitete sich noch der Thunfisch aus.

Die äußerst wohlgeformte Dame schenkte den Zuschauern ein vielsagendes Lächeln samt noch viel mehr sagendem Schlafzimerblick, bevor sich die ersten Besucher dazu durchringen konnten, leise zu applaudieren. Immer mehr stimmten ein, und schließlich war das gesamte Zelt

von den Laudationes der Applaudierenden erfüllt.

Auch ich gehörte dazu, denn so etwas sah ich auch nicht alle Tage. Selbst meine Kollegin klatschte zaghaft.

Kaum zu hören, meldete sich wieder der Zirkussprecher zu Wort.

»War das nicht fantastisch, meine Damen und Herren? Die Frau aus der Konserve, wie sie leibt und lebt. Ein Wunder der Natur, eine Weltsensation. So etwas hat es noch nicht gegeben. Sollten Sie sie noch einmal erleben wollen, besuchen Sie doch einfach auch unsere Nachmittagsvorstellung.«

Während seiner Worte erschienen wieder die Helfer und trugen den wertvollen Thunfisch samt Dose und Frau wieder aus der Manege. Für die Zuschauer war das wohl ein Zeichen, dass die Vorstellung vorbei war, denn nur Sekunden später herrschte auf allen Rängen reges Gedränge.

Von der Seite stupste mich Tanja Berner an. »Und, was denken Sie?«

»Schöne Vorstellung. Und eine schöne Dame.«

Die Schweizerin verdrehte die Augen. »Ja, natürlich. Haben Sie eigentlich noch auf etwas anderes geachtet, als auf den blanken Busen der Schwarzhaarigen?«

»Natürlich. Und ich weiß auch schon, was wir als Nächstes tun werden.« Ich stand auf und half meiner Kollegin von ihrem Sitz. »Wir werden dieser wertigen Dame einen kleinen Besuch abstatten.« Ich schaute mich etwas um. »Haben Sie eine Ahnung, wo es hinter die Bühne geht?«

Tanja Berner lächelte mich kurz an, bevor sie sich umdrehte, die Treppe zum Ausgang herunterging und mir laut »Kommen Sie!« zurief.

Dies ließ ich mir nicht zweimal sagen, schließlich wollte

ich nicht bis zur Nachmittagsvorstellung warten.

Als ich meine Kollegin eingeholt hatte, standen wir an einer Tür in der Nähe des Ausganges, an die Tanja Berner bereits angeklopft hatte.

»Die Tür ist mir vorhin schon aufgefallen, Mr. Spider.«

»Nicht schlecht.«

Hinter der Tür erklangen Schritte, bevor einer der Helfer, die zuvor noch die K conserve in die Manege und wieder hinausgeleitet hatten, sie öffnete und uns argwöhnisch musterte.

»Was wollen Sie?«

Ich hielt ihm meinen Ausweis vor die Nase. »Wir wollen mit ihrer Hauptattraktion sprechen.«

Der Helfer las zuerst mit verschärftem Blick meinen Ausweis.

»CSI?«

Ich schlug mir die freie Hand vor das Gesicht. Offenbar hatte der Mann noch nie eine Augenarztpraxis von innen gesehen. »Nein, TCA!«

»Kenne ich nicht.«

»Es hätte mich auch sehr gewundert. Und jetzt lassen sie uns rein, sonst hetze ich Ihnen das Gesundheitsamt auf den Hals!«

»Aber ich ...«

Was auch immer der Helfer noch zu mir hatte sagen wollen ging in einem markerschütternden Schrei unter. Augenblicklich hatte ich meine Desert Eagle gezogen, und auch in der Hand von Tanja Berner entdeckte ich eine Waffe.

Beinahe automatisch machte uns der muskulöse Dummbatz den Weg frei.

Mit der Waffe im Anschlag liefen wir an kleinen Tierge-

hegen und Abstellplätzen vorbei, bis wir erkannten, wer den Schrei ausgestoßen hatte.

Vor uns stand die bereits erwähnte Konserve, aus der sich die nackte Schwarzhaarige (oder zumindest ihr Oberkörper) gewunden hatte und einen blonden, jungen Mann in ihrem Griff hielt. Offenbar wollte sie ihn erwürgen.

Ohne Vorwarnung drückte meine Begleiterin ab. Ihre Kugel schlug in den Arm der Thunfisch-Frau. Nicht eine Sekunde später hatte sie den Mann losgelassen, der nun auf dem Boden lag und sich würgend den Hals hielt.

Die Schwarzhaarige sah uns wütend an. »Was soll das? Wer wagt es, mich bei meiner Mahlzeit zu stören.«

Ihre Aussprache klang seltsam kehlig, als müssten sich die Worte erst durch den Hals eines Thunfisches wühlen.

Bevor ich antwortete, umrundete ich die Dose und hielt der Dame die Pistole an den Hinterkopf. »Es ist Fastenzeit, Thunfisch-Lady. Zumindest für Sie. Sie haben uns einiges zu erklären.«

Inzwischen hatte sich meine Schweizer Kollegin um den Mann gekümmert, der kaum verständliche Worte vor sich her stammelte. »Sie ... mich erwürgen ... sagte ... sie bräuchte meine Lebenskraft zum ... Überleben ...«

Tanja Berner half ihm vorsichtig auf die Beine. »Beruhigen Sie sich erst mal. Wir können das alles später klären.«

In den letzten Sekunden hatte niemand auf die Frau aus der Konserve geachtet, und das nutzte sie eiskalt aus. Mit einem schnellen Griff hatte sie Tanja Berners Arm erfasst, den sie mitsamt meiner jungen Kollegin zu sich riss und irgendetwas Unverständliches murmelte.

Bevor sie ihr Festmahl fortsetzen konnte, schlug ich mit meiner Desert Eagle zu. Die Waffe traf den Hinterkopf der

Thunfisch-Lady.

Ein Zittern glitt durch ihre Gestalt, als sie Tanja Berner losließ. Wie eine Betrunkene wankte die Frau aus der Konserve in ihrer eigenen Dose, bevor sie mir entgegen kippte. Kaum war sie wieder in die Konserve gefallen, hatte sie sich wieder in Thunfisch verwandelt. Keine Spur mehr von einer schwarzhaarigen Schönheit.

Neben mir raffte sich meine Schweizer Kollegin wieder auf und hielt sich den Arm. »Das war knapp. Danke.«

Ich winkte ab. »Nicht der Rede wert.«

Von irgendwo erklang Kindergeschrei, und als hätte die Hölle sie entlassen, lief plötzlich eine ganze Meute eben jener Wesen der Dose entgegen. Offenbar eine Schulklasse, die einmal einen Blick hinter die Kulissen werfen wollte.

Dadurch kam mir eine raffinierte Idee, bei der ich mir ein leichtes Grinsen nicht verkneifen konnte.

Ein Mädchen zog an meinem Anzug. »Hey Mister, ist das die Dose, aus der eben diese komische Frau gekommen ist?«

Ich strich mir zunächst meinen Anzug wieder zurecht. »Nein, meine Kleine. Das ist Gratis-Thunfisch, den der Zirkusdirektor bereitgestellt hat. Greif ruhig zu.«

Offenbar hatten das auch die anderen Kinder gehört, denn nur kurze Zeit später fielen die kleinen Bälger förmlich über den Thunfisch her. Auch einige weitere Klassen, die in den nächsten Minuten den Hinterraum betreten hatten, taten es ihnen nach, sodass bald nichts mehr von dem Thunfisch übrig war.

Ich legte meiner Kollegin, die mehr oder weniger verständnislos dem Treiben zugesehen hatte, meine rechte Hand auf den Rücken. »Lassen Sie uns gehen. Der Job ist

erledigt.«

»Aber, ... aber ... so einfach können wir doch nicht gehen. Wir wissen ja nicht mal, was da abgelaufen ist. Und ... wie können Sie die Kinder das einfach essen lassen?«

»Vergessen sie nicht, das war Delikatess-Thunfisch. Und für den Verletzten werden wir einen Krankenwagen rufen.«

Ich kramte in meiner Jacke und zog zwei Siegerzigarren heraus. »Möchten sie auch eine, Frau Berger?«

Sie sah mich noch immer etwas verdutzt an. »N ... nein, ich bin Nichtraucher.«

Ich zuckte mit den Schultern. »Ich eigentlich auch. Aber die Zigarre danach lasse ich mir nicht entgehen.«

Ich zündete mir meine Zigarre an, zufrieden, wieder einen Fall gelöst zu haben.

Jimmy Spider und die Schere des Grauens (Teil 1 von 3)

Man mag es kaum für möglich halten, aber auch ein Spezialagent wie ich muss hin und wieder Büroarbeit erledigen. Keine satanischen Superschurken, süßen Kätzchen, mörderische Mörder oder ... oder eben irgendwelche anderen höchst abenteuerlichen Dinge, sondern simple Computerarbeit. Die Berichte meiner letzten Fälle tippten sich schließlich nicht von allein.

Da wäre einmal der Fall mit dem Tunnel des Schreckens, bei dem mittlerweile das einzig Schreckliche die graue Betonwand war, mit der die Russen den Eingang verschlossen hatten. Dazu hatte ich meinen Bericht schon fertig, ge-

nau wie den zu der Sache mit dem Galgen, der sich selbst eine Schlucht hinuntergestürzt hatte; meine erste Begegnung mit Raymond Sterling und seinen kuscheligen, aber bissfesten Monstern, den Kampf mit dem Fischer und mein Treffen mit dem Schattenmann, der schlussendlich den Weg alles Schattigen gegangen war, hatte ich ebenfalls schon zu Papier gebracht. Das Einzige, was mir noch blieb, war eine Beschreibung zum Fall der Konserven-Lady, den ich vor einigen Tagen in einem Zirkus hier in Manchester erlebt hatte.

Leider hatten unsere weiteren Ermittlungen nichts darüber ergeben, woher diese Dame die Fähigkeit gehabt hatte, sich in Thunfisch zu verwandeln. Der einzige Anhaltspunkt war die Tatsache, dass sie aus Madagaskar kam. Ich konnte nur hoffen, dass die Frau ein Einzelfall bleiben würde, denn einen Aufstand der Thunfischdosen konnte ich momentan nun wirklich nicht gebrauchen.

Wie dem auch sei, der Bericht war schnell getippt, und ich erfreute mich bereits eines strahlend sonnigen Tages, an dem ich mich wahrscheinlich noch tödlicher langweilen würde als ein Marathonläufer in einer Gummizelle. Doch bekanntlich kommt immer alles anders, als man denkt.

Es klopfte an der Tür. Ich lehnte mich in meinem Stuhl zurück und faltete die Hände hinter meinem Kopf zusammen. »Herein.«

Eine schwarzhaarige junge Frau mit Sommersprossen schaute verlegen herein, nachdem sie die Tür geöffnet haben.

»Ent... schuldigen Sie. Ich habe Post für den Chef. Ein P ... P ... Päckchen.«

Ich zog meine linke Augenbraue hoch. »Doch nicht etwa

eine Bombe?«

»Nein, ich ... ich denke nicht. Ich meine, ich würde doch nicht ...« Die junge Frau fing an zu schwitzen, als würde sie eine verpackte Herdplatte in den Händen halten. Schließlich hatte ich Erbarmen mit ihr.

»Nun geben Sie schon her, bevor sich an meiner Tür ein Schweißsee bildet.«

Zaghaft ging die Frau auf mich zu und legte das Päckchen auf den Schreibtisch. Danach verschwand sie wieder eiligst aus dem Büro. Offenbar hatte ich sie mit meiner Aura in Verlegenheit gebracht.

Ich schaute mir das Päckchen genauer an. Es war flach, grünlich und hatte eigentlich nichts an sich, was Panikattacken oder Schweißausbrüche auslösen konnte.

Zum Glück hatte ich in meinem Schreibtisch eine Schere verstaut. Besser gesagt ein Relikt von einem Fall, der bereits drei Monate zurücklag. Das Scheidegerät war bereits mehr als fünfhundert Jahre alt und hatte einmal einer blutrünstigen Inka-Prinzessin gehört, die damit laut einer Legende ihre Liebhaber ihren finsternen Gottheiten geopfert hat. Eben jene Legende endete damit, dass offenbar die Schere von einem der Männer, einem Magier, verflucht wurde. Als sich die wertvolle Dame eines Tages die Fingernägel schnitt, nahm sie gleich ein paar Fingerkuppen mit. An den Wunden starb sie schließlich einige Tage später.

Wie die Inka in den Besitz dieser Schere gekommen waren oder wie sie geschaffen wurde, konnte ich damals leider nicht in Erfahrung bringen. Vermutlich hatte irgendein windiger Inka-Hellseher einen Blick in die Zukunft geworfen und einen Friseur von heute bei der Arbeit betrachtet. Oder auch nicht.

Jedenfalls lastete der Fluch noch Hunderte Jahre später auf der Schere, und jeder, der in ihren Besitz gelangte, starb eines furchtbaren Todes. Zuletzt Lord Henry Jenkins, ein exzentrischer englischer Adliger, der in Brasilien nach dem Gold von El Dorado gesucht und diese Schere in einer verlassenen Hütte mitten im Urwald gefunden hatte. Beim Betrachten war sie ihm allerdings aus der Hand gerutscht und aufgrund dessen, dass er saß, in den Schoss gefallen, wodurch ... nun gut, lassen wir das. Jedenfalls waren zunächst seine Manneskraft und später er selbst in die ewigen Jagdgründe eingegangen.

Die Schere selbst sah eigentlich aus wie ... nun ja, wie eine Schere eben. Nur war sie aus Holz. Einzig an den Klängen befanden sich metallische Aufsätze, die für die besondere Schärfe sorgten. Jenkins hätte ein Lied davon singen können, würde er noch unter uns weilen.

Mir sollte das nicht passieren. Und da ich kein anderes Schneidwerkzeug zur Hand hatte, holte ich die verfluchte Schere aus einer Schublade.

Ein paar Mal schnitt ich zur Probe in der Luft herum. Zumindest bis hierhin hatte ich überlebt.

Als ich die Schere an das Päckchen ansetzte, war mir zwar schon etwas mulmig, aber ich verscheuchte den Gedanken und konzentrierte mich. Ich drückte zu.

Nichts geschah. Die Schere drang nicht durch den Umschlag.

Ich drückte fester zu. Immer noch nichts. Nicht einen einzigen Kratzer bekam das Päckchen ab.

Wieder drückte ich einen Deut fester zu. Erste Schweißtropfen bildeten sich auf meiner Stirn, doch die Schere schien sich im Mittagsschlaf zu befinden.

Langsam wurde ich sauer. So leicht ließ ich mir nicht von einer Schere den Tag verderben.

Noch einmal drückte ich zu. Gleichzeitig stand ich auf und legte all meine Kraft in den Druck auf die Schere. Diesmal musste es einfach klappen.

In meinen Armen verkrampfte sich jeder Muskel, aus allen Poren brach Schweiß aus, doch die Schere rührte sich nicht. Ich biss die Zähne zusammen.

Nuschelnd versuchte ich, dem Widerstand der Schere entgegen zu wirken. »Nun ... geh ... schon ... du ... ver ... fluchtes ... Sch...«

Ein Knacken unterbrach mich. Sollte ich es doch geschafft haben? Doch im selben Moment, in dem mir der Gedanke kam, wurde mir klar, dass nicht das Päckchen knackte, sondern – die Schere!

Vor meinen Augen brach die obere Klinge mit einem lauten *Ping* ab und zischte meinem Kopf entgegen. Geistesgegenwärtig zuckte ich zur Seite und entging nur um Haaresbreite der wie eine Rakete durch die Luft rasenden Klinge. Gleichzeitig öffnete sich hinter mir die Tür zum Büro meines Chefs, aus dem jemand heraustreten wollte. Genau darauf sauste die Klinge zu und ... verfehlte den Mann knapp. Mit einem ‚Plopp‘ blieb sie in der Tür stecken, zitterte noch etwas und kam schließlich ganz zur Ruhe.

Aus dem Büro trat Emerson, der Butler meines Chefs. Sein altes und braun gebranntes Gesicht zeigte keine Spur von Erstaunen. Stattdessen hielt er mir ein prall gefülltes Tablett entgegen.

»Häppchen, Sir?«

Mehr als ein schiefes Grinsen brachte ich als Antwort nicht zustande.

Hinter dem Butler erklang die Stimme meines Chefs.
»Emerson, ich glaube, Mr. Spider hat momentan keinen Hunger. Aber da er offenbar nicht allzu viel zu tun hat, geleiten sie ihn doch bitte herein.«

Emerson brachte mich zum weitläufigen, aus Eichenholz gefertigten Schreibtisch meines Chefs. Er sah schon etwas antik aus. Der Schreibtisch, wohlgemerkt. Hinter ihm stand ein gewaltiges, prall gefülltes Bücherregal, in dem Hunderte uralte Wälzer darauf warteten, zu Staub zu zerfallen. Vor dem Regal, auf einem rot gepolsterten Sessel, saß mein Chef. Er war ein gut beleibter Mann in einem dunkelbraunen Anzug. Seine grauen Haare standen wie ein erstarrter Tornado auf seinem Kopf. Sein Gesicht zierte ein dicker, weißer Schnurrbart.

»Also, Mr. Spider, Sie haben momentan nichts zu tun?«

»Ähm ... nein.«

»Sehr gut. Es gibt nämlich wieder Arbeit.«

Was für eine Überraschung. »Und was liegt an?«

»Ich habe eben mit ein paar brasilianischen Kollegen gesprochen. Es ist so ... in den letzten Wochen häufen sich die Berichte von Flugzeugpassagieren und -piloten sowie Hobbyfliegern über ein seltsames Objekt, das einige hundert Kilometer weit vor der Küste Brasiliens in den Wolken schwebt.«

»Ein Objekt? Doch nicht etwa eine fliegende Untertasse?«

»Nein, eine Teekanne mit Düsenantrieb.« Mein Chef verdrehte die Augen. »Den Zeugen zufolge handelt es sich bei dem Objekt um ein fliegendes Schiff. Ein alter Segler, wie er im Mittelalter überall auf den Meeren vertreten war.«

»Und ich soll wohl jetzt der Sache auf den Grund gehen?«

»Sie haben es erfasst. Ihr Flug ist schon gebucht, ihre

Hilfsmittel bereitgestellt. Im Prinzip wartet alles auf Sie.«

Diesmal war ich es, der die Augen verdrehte. »Na, das kann ja heiter werden ...«

Jimmy Spider und das Schiff in den Wolken (Teil 2 von 3)

Kaum, dass mein Flieger in Rio gelandet war, hatten mich meine Kollegen zu einem Hubschrauber der TCA gebracht, der mich zu dem geheimnisumwitterten Schiff in den Wolken bringen sollte. Der Pilot, ein braun gebrannter und muskulöser Brasilianer, der ebenfalls für meine *Firma* tätig war, hatte mir noch einen guten Flug gewünscht, bevor er gestartet war.

Nun, das hatte er wohl nicht ohne Grund getan, denn das Fluggerät schlingerte in der Luft wie ein Lama auf Kneipentour.

Einen Blick auf den Zuckerhut hatte ich mir erspart. Von diesem hohlen Törtchen hatte ich nach meiner Begegnung mit Raymond Sterling und seinen Schoßtierchen erst mal die Nase voll. Stattdessen beobachtete ich die Wellen des Meeres und stellte mir vor, zu Hause vor meinem Kamin zu sitzen, eine Zigarre zu rauchen und einfach die Welt um mich herum zu vergessen.

Doch leider blieb es bei der Vorstellung, denn mein Pilot schien sich meine neue und sündhaft teure Wodka-Flasche aus meinem ebenso neuen Einsatzkoffer unter den Nagel gerissen zu haben. Der Alte hatte leider vor einigen Wochen mitsamt eines einsam in der Gegend herumstehenden Galgens einen wenig glorreichen Abgang hingelegt.

Ich beugte mich zu dem Piloten vor, um ihn auf seinen seltsamen Flugstil aufmerksam zu machen. »Entschuldigen Sie, aber Sie fliegen wie eine gesenkte Sau.«

Er antwortete mir in akzentfreiem Englisch. »Was, Sie sind schon blau?«

Der Mann hatte offenbar auch einen Hörschaden. »Nein, aber Sie. Und Sie bekommen gleich noch ein Auge in der passenden Farbe dazu, wenn sie nicht auf der Stelle ihren Flugstil ändern.

Augenblicklich erbleichte der Pilot, und tatsächlich wurde der Flug jetzt wesentlich ruhiger. So konnte ich mich auf den Himmel konzentrieren. Irgendwo da draußen musste sich das Schiff verstecken. Aber wenn es wirklich zwischen den Wolken segelte, konnte ich es unmöglich mit dem Hubschrauber erreichen. Folgerichtig musste ich mich überraschen lassen, ob die Schiffe nicht doch im Sommer tiefer fliegen.

Die Zeit verstrich, und ich hatte das Gefühl, dass alles im Schneckentempo verlaufen würde. Von einem Schiff war weit und breit nichts zu sehen, von Wolken gar nicht erst zu sprechen. Abgesehen von denen, die mein Pilot dank eines Zigarillos in seinem Mund ausstieß.

Ich drehte meinen Kopf nach links. Auch dort war nichts als blauer Himmel und blaues Meer zu sehen ... oder nicht? Plötzlich stutzte ich. Am Horizont hatte sich tatsächlich eine Wolkenwand aufgebaut. Noch nahm sie keine große Fläche ein, aber sie schien sich langsam zu verbreitern.

Ich klopfte meinem Piloten auf die Schulter, der sofort zusammenzuckte, als würde man ihm ein Messer an die Kehle halten. Der Mann konnte offenbar nicht viel vertragen.

»Hey, hören Sie. Fliegen Sie nach Westen, auf die Wolkenwand zu!«

Der Pilot drehte sich zu mir herum und sah mich etwas verwirrt an. »Welche Wolkenwand? Sind Sie etwa auch noch benebelt?«

Langsam ging mir der Kerl auf die Nerven. »Sehen Sie doch nach links, Mann!«

Er zuckte mit den Schultern und murmelte *Der spinnt doch* vor sich hin, bis er plötzlich zusammenzuckte. »Heilige Maria, das gibt es noch nicht. Was zur Hölle ist das?«

Kaum dass er diese Worte ausgesprochen hatte, bekreuzigte er sich.

»Vergessen Sie es, Senör Spider! Da bringen mich keine 10 Pferde hin.«

Solche Leute kannte ich. Wegen Typen wie ihm war meine Spesenrechnung so hoch. Wenige Sekunden später wedelte ich mit ein paar Geldscheinen vor seinem Gesicht herum. »Zehn Pferde vielleicht nicht, aber wie wäre es mit hundert Dollar?«

»Amerikanische?«

»Für Sie immer.«

Noch einmal schlug er ein Kreuzzeichen, dann nickte er mir zu. »Dieses eine Mal wird mir die Heilige Maria schon vergeben.«

Was für ein Glück für ihn.

Tatsächlich drehte er die Flugrichtung des Hubschraubers um 90 Grad und hielt auf die Wolkenfront zu, die sich mittlerweile über große Teile des Horizonts erstreckte.

Die Zeit verstrich, nur diesmal schien sie ungemein schnell zu verlaufen. Die Wolkenberge rückten immer näher, während sie eine gewaltige Größe anzunehmen schie-

nen.

Nach einiger Zeit waren wir nur noch wenige Hundert Meter von der Front entfernt, doch der Pilot drosselte das Tempo.

Ich beugte mich zu ihm vor. »Was ist los?«

Ich sah, dass der Mann am ganzen Leib zitterte. Die Wolkenberge, die so unnatürlich in der Landschaft schwebten, schienen ihm große Angst zu bereiten.

»Ich kann das nicht. Ich kann da nicht hineinfliegen. Wissen Sie, ich habe eine Familie, drei Kinder und ...«

... und den Rest seiner Rede konnte er sich sparen, denn die Wolkenbank hatte uns verschluckt. Sie musste uns entgegen gewandert sein, während wir uns unterhalten hatten.

»Tja, wir sind drin.« Mehr fiel mir in diesem Moment auch nicht ein.

»Verdammt!« Kaum hatte der Pilot das gerufen, als er sich wieder bekreuzigte.

Langsam war ich es leid. »Fuchteln Sie nicht ständig mit ihren Armen herum. Bleiben sie lieber am Steuerknüppel und fliegen Sie tiefer hinein. Drin sind wir schon mal, also ist es doch alles halb so schlimm.«

»O ... okay.« Widerwillig akzeptierte der Pilot und beschleunigte das Tempo.

Mir fiel auf, dass ich seinen Namen noch nicht mal kannte. Sofort fragte ich ihn danach.

»Senör, mein Name ist Rodrigo del Monte.«

»Aber natürlich.«

»Doch es ist die Wahrheit. Ich weiß nicht, wem ich diesen dämlichen Nachnamen zu verdanken habe. Aber aus der Gegend stammte er wahrscheinlich nicht.«

Weise Worte. Wie dem auch sei, ich konzentrierte mich wieder auf das, was vor uns lag – Wolken. Mittlerweile konnte man aus dem Cockpit kaum einen Meter weit sehen, so dicht war die Wand um uns herum.

Eine halbe Minute hielt dieser Zustand noch an, dann waren wir durch. Oder besser gesagt: Im Auge der Wolkenfront.

Ich war ehrlich, so etwas Kolossales hatte ich noch nie in meinem Leben gesehen. Um den Mittelpunkt des *Auges* herum zogen die Wolken einen Kreis mit einem Radius von mindestens einem Kilometer. Über allem schwebte eine leichte Dunstglocke, die jedoch den Blick auf den strahlend blauen Himmel nicht verwehrte.

Doch das phänomenalste war der Mittelpunkt dieses nicht weniger phänomenalen Phänomens, der phänomenaler weise gut drei Kilometer über der Wasseroberfläche schwebte. Ein Schiff – Das Schiff in den Wolken.

Es existierte also wirklich. Ein gewaltiger Dreimaster, dessen Segel sich wie in voller Fahrt aufgebläht hatten. Das Schiff sah aus, als wäre es gerade vom Stapel gelaufen.

Ich bekam den Mund kaum mehr zu. Auch Rodrigo musste es ähnlich ergehen.

Doch ich fing mich als erster. »Fliegen Sie näher heran!«

»Ich ... ich soll ...«

»Tun Sie es!«

Augenblicklich gab er *Gas*. Das war offenbar zu viel für die Maschine, denn jetzt geriet der Hubschrauber ins Schlingern. Doch Rodrigo schaffte es, den Vogel wieder unter Kontrolle zu bringen. Etwas langsamer flogen wir dem Schiff entgegen.

Aus der Nähe betrachtet war der Anblick noch immer

schier unglaublich. Der Dreimaster wäre wirklich eine Augenweide für Liebhaber historischer Schiffe.

Während ich das Deck betrachtete, fielen mir dort einige farbige Punkte auf. Als wir näher kamen, wurde mir klar, was (oder vielmehr wer) dort zu sehen war – Menschen.

Wie war das möglich? Nicht nur, dass dieses Schiff offenbar schwerelos in der Luft schwebte, es lebten auch noch Menschen auf ihm. Zumindest ging ich davon aus, dass es welche waren. Genauso gut hätten es aber auch Marsmenschen, Trolle oder Oompa-Loompas sein können.

Mittlerweile waren wir nur noch weniger als zwanzig Meter von dem Segler entfernt. Rodrigo drehte sich noch einmal zu mir herum. »Und nun?«

»Nun werden Sie mich auf dem Schiff absetzen.« Ich hatte das vollkommen locker dahin gesagt, doch wirklich wohl fühlte ich mich dabei nicht. Mich hatte schon eine gewisse Aufregung erfasst, denn so ein Phänomen war etwas ganz anderes und gewaltigeres als irgendwelche großwahn-sinnige Superschurken, goldene Kätzchen oder besessene Scheren.

Rodrigo antwortete nichts und brachte mich näher heran. Schließlich schwebten wir über der Reling, sodass ich mit einem Sprung das Deck erreichen konnte. Trotz meines mulmigen Gefühls zog ich einen Rucksack über, den man mir von der TCA für Notfälle (irgendwo darin sollte sich auch ein Fallschirm befinden) bereitgestellt hatte, griff mir meinen Einsatzkoffer und setzte zum Sprung an.

Mein Flug schien eine halbe Ewigkeit zu dauern, doch schlussendlich landete ich sicher auf den Planken, rollte mich ab und drehte mich sofort wieder zu Rodrigo und dem Hubschrauber um, um dem Piloten meine Anweisun-

gen zuzurufen. »Fliegen Sie zurück und warten Sie darauf, dass ich Sie anfunke. Dann ...«

Rodrigo schüttelte den Kopf und unterbrach mich. Dann schrie er mir etwas entgegen, was mir eine Gänsehaut über den Rücken jagte. »Es tut mir unendlich Leid, Senör Spider. Ich werde nicht zurückkommen. Leben Sie wohl!«

Nur Sekunden später riss er den Steuerknüppel des Hubschraubers herum und flog davon.

Ich wollte es nicht wahrhaben. »Nein! Kommen Sie zurück, Sie verfluchter Feigling!«

Es half nichts. Der Hubschrauber flog weiter der Wolkenfront entgegen und verschwand schließlich in ihr.

Jetzt war ich allein hier auf einem Schiff, das völlig grundlos in drei Kilometern Höhe über dem Wasser schwebte. Nein, Moment – da waren noch die Menschen (oder solche, die ich dafür hielt), die ich von dem Hubschrauber aus gesehen hatte.

Und ich drehte ihnen den Rücken zu. Die Erkenntnis ließ mir wieder einen Schauer über den Rücken laufen.

Langsam drehte ich mich um – und wollte meinen Augen nicht trauen.

Alle *Menschen* auf dem Schiff, es mussten gut dreißig Männer und Frauen sein, starrten mich an. Zumindest sahen sie auf den ersten Blick aus wie Menschen. Doch unter ihrer vollkommen normal aussehenden, wenn auch etwas mittelalterlich wirkenden Kleidung, die meist aus weißen oder mit bunten Linien versehenen Hemden, kurzen Hosen und altertümlichen Schuhen bestand, malten sich halb verweste Leiber ab. Waren das Zombies?

Ich zog meine Desert Eagle, öffnete meinen Einsatzkoffer und nahm eine Machete heraus. Sollten diese Untoten

scharf auf mein Fleisch sein, würde ich sie selbst zur Schlachtbank führen.

Einige der abgehalfterten Gestalten wankten auf mich zu. Einer von ihnen zog ohne Vorwarnung einen Dolch und wollte ihn auf mich zuschleudern. Ich legte an und ...

»Nein!«

Ich zuckte zusammen. Die Stimme hatte so überzeugend geklungen, dass ich meine Waffe sinken ließ, und auch das Wesen mit dem Dolch erstarrte mitten in der Bewegung.

»Auf meinem Schiff wird nicht sinnlos Blut vergossen.«

Ich drehte mich herum. Meine Augen suchten nach dem Sprecher. Als sie ihn erfassten, wollte ich meinen Augen nicht trauen. An dem Eingang zur Treppe, die ins Innere des Schiffes führte, stand eine weitere Gestalt. Doch dieser Mann war keineswegs verwest. Sein altersloses Gesicht zeigte keine Spuren von Verfall, und auch seine Hände waren völlig normal.

Der Mann, der etwa fünfzehn Meter von mir entfernt stand und den ich bisher nicht bemerkt hatte, war mindestens einen Kopf größer als ich. Sein langes schwarzes Haar lag in Wellen über seinen Schultern. Das weder dicke noch dünne Gesicht konnte man wirklich nur als alterslos bezeichnen. Es war zwar nicht mehr jung, aber auch nicht so faltenreich, dass man den Mann als alt hätte bezeichnen können. Er mochte um die dreißig sein, möglicherweise aber auch viel älter.

Ein langer schwarzer geöffneter Mantel umspielte ihn, da ein leichter Wind aufgekommen war. Darunter trug er ein in der Mitte mit weißen Wellen verziertes ebenso weißes Hemd. Eine braune Hose reichte ihm bis zu den hohen Stiefeln. An der Hüfte glänzte eine große, goldene Gürtel-

schnalle, die mich für einen Augenblick an das Outfit eines irischen Kobolds erinnerte.

Seine Arme hatte er ausgebreitet und streckte sie mir entgegen.

»Ich wusste, dass du kommen würdest, Jimmy Spider. Ich habe es sogar gehofft. Ich freue mich, dich auf der Cursed Virgin willkommen zu heißen.« Mit seinem rechten Arm zeigte er auf die Gestalten, die sich mir genähert hatten. »Fürchte dich nicht vor ihnen. Sie mögen zwar in deinen Augen schrecklich und Furcht einflößend aussehen, aber letztendlich haben sie genauso viel Angst wie du. Sie sind auch nur Menschen, auch wenn sie nicht so aussehen.«

Da wir offenbar schon beim freundschaftlichen *Du* angekommen waren, verzichtete ich auf das förmliche *Siezen*. »Und wer bist du? Und wer sind die anderen ... Menschen auf dem Schiff?« Mir fiel es noch immer schwer, diese halb verwesenen Gestalten als Menschen zu akzeptieren.

Der Mann lächelte mir entgegen. »Mein Name ist Geoffrey McShady. Kapitän Geoffrey McShady. Und die Leute um dich herum sind meine Mannschaft. Ich weiß, dass du sie nicht als Menschen akzeptieren kannst, aber sie sind es wirklich. Zwar nicht so wie du, aber dennoch Menschen. Sie müssen sich nur wieder regenerieren.«

Er gab mir einen Moment Zeit, um seine Worte auf mich wirken zu lassen.

Geoffrey McShady. McShady ... McShady. Irgendwo hatte ich diesen Namen schon mal gehört. McShady ... meine Güte, jetzt wusste ich es wieder, und die Erkenntnis traf mich wie ein Hammerschlag. McShady war der Mädchenname meiner Mutter gewesen.

Erinnerungen, die ich lange verdrängt hatte, stiegen wie-

der in mir hoch. Meine Mutter war eine so wunderbare Person gewesen, beinahe ein Engel. Zumindest für mich. Vor meiner Geburt hatte sie sich von meinem Vater getrennt und mit einem anderen Mann ihr Glück gefunden. Dieser Mann war für mich auch zu einer Vaterfigur geworden. Meine Augen glänzten, als ich an die wundervolle Zeit meiner Kindheit dachte. Wundervoll, bis eines Tages ... nein, daran konnte und wollte ich nicht mehr denken. Auch die Stimme von Geoffrey McShady hielt mich davon ab. Er schien meine Gedanken gelesen zu haben.

»Ich weiß, wie dir zumute ist, und ich weiß auch von dem Schrecken, der dir widerfahren ist und den ich leider nicht verhindern konnte, aber es ist die Wahrheit. Du bist mein Nachfahre, genauer gesagt mein Urururenkel.«

Wieder lächelte er mir entgegen. Es war ein warmes Lächeln, gleichzeitig auch ein bedauerndes, welches mich trösten sollte. Irgendwie half es auch, die düsteren Gedanken aus meinem Kopf zu vertreiben.

Um mich herum kamen die Gestalten plötzlich in Bewegung. Viele beugten sich herab und legten sich nieder, andere wiederum fielen einfach um, als hätte ihnen jemand ein Brett vor den Kopf gezimmert.

Eine unnatürliche Stille breitete sich auf dem Schiff aus, die nur kurz von der Stimme meines Vorfahren unterbrochen wurde. »Sieh jetzt genau hin, Jimmy. Ihre Regeneration beginnt.«

Hunderte Fragen kreisten in meinem Kopf, während ich einem Schauspiel zusah, dass ich nie in meinem Leben vergessen würde.

Winzige Lichtfunken huschten über die Körper hinweg, ein heller Schein legte sich über die teils skelettierte Besatzung.

zung. Etwas zuckte auf ihren Körpern. Nein, zucken war das falsche Wort. Etwas wuchs. Adern, die schon lange verwest sein mussten, bildeten sich neu. Über sie legten sich Muskelstränge, Sehnen, Fleisch. Als kein blanker Knochen mehr zu sehen war, entstand auch wieder Haut, die die einstmals großen Wunden bedeckten.

Nun lagen tatsächlich normale Menschen vor mir auf den Planken. Ich sah junge und alte Gesichter, Männer und Frauen, aber keine Kinder.

Langsam kamen die Menschen wieder in Bewegung, richteten sich auf und blickten mich neugierig an. Einer von ihnen, eine etwa dreißigjährige Frau, schien all ihren Mut zusammen genommen zu haben, trat vor und sprach mich an.

»Seid Ihr es wirklich? Seid Ihr Jimmy Spider, von dem Geoffrey schon so viel erzählt hat?«

Ich wusste zunächst nicht, was ich sagen sollte und suchte nach den passenden Worten. »Ich ... ja, ich bin Jimmy Spider. Und wer seid Ihr?«

Die Frau lächelte etwas verlegen. »Ich heiße Jenny ... McShady. Geoffrey ist mein Ehemann. Seit mehr als dreihundert Jahren.«

Die Aussage schockte mich, obwohl ich mir etwas Ähnliches bereits nach den Ausführungen meines Urururgroßvaters (diese Tatsache allein konnte ich schon kaum fassen) hätte denken können.

Ich warf ihm einen fragenden Blick entgegen. Er nickte seiner Frau zu und wandte sich wieder an mich.

»Ich will es dir erklären, zumindest zum Teil.« Er legte eine kurze Pause ein, bevor er weitersprach. Sein Lächeln war verschwunden, dafür hatte sein Gesicht einen traurigen und leicht träumerischen Ausdruck angenommen.

»Vor 304 Jahren waren meine Crew und ich auf der Magellanstraße unterwegs. Im Auftrag der britischen Krone sollten wir dort einige Erkundungen machen. Eines Tages trafen wir auf ein einsames Boot, in dem ein ohnmächtiger Mann lag. Wir nahmen ihn an Bord und pflegten ihn, doch während er an Bord war, häuften sich unerklärliche Todesfälle in unserer Mannschaft. Doch es war nicht der Mann, der für diese Zwischenfälle gesorgt hatte. Eine finstere Macht war ihm, einem Magier, auf den Fersen, und da wir dem Mann geholfen hatten, wurden wir von dieser Macht verflucht, auf ewig als Untote durch die Weltmeere zu treiben. Aber das Schicksal war uns hold. Der Mann, den wir an Bord bis zur dunklen Stunde gepflegt hatten, verschwand. Jedoch nicht, ohne sich für unsere Hilfe zu bedanken. Zwar konnte er den Fluch nicht rückgängig machen, aber er gab uns die Möglichkeit, wieder Menschen zu werden. Zusätzlich schuf er uns mit der Wolkenfront und der Flugfähigkeit unseres Schiffes einen Schutzwall vor dem Rest der Welt. Allerdings wird die Magie in den letzten Jahren immer schwächer, sodass sich die Mannschaft zwar stetig regenerieren kann, aber oft auch so aussieht, wie du sie erlebt hast.«

Ich war fasziniert von der Erklärung, und doch blieben so viele Fragen für mich offen. Wer war diese finstere Macht? Wer dieser Magier? Wieso war mein Vorfahre nicht so verwest wie seine Mannschaft? Ich gierte förmlich nach Antworten, aber wieder schien Geoffrey McShady meine Gedanken gelesen zu haben.

»Mehr kann und will ich dir nicht erzählen. Ich weiß, was passieren würde, wenn du die ganze Wahrheit erfahren würdest. So weit darf es nicht kommen. Noch nicht.«

McShady seufzte und blickte dem blauen Himmel entgegen. »Dank des Magiers sind wir zwar Gefangene geworden, und trotzdem spüren wir hier eine unbändige Freiheit.« Er schloss seine Augen und breitete die Arme aus, als wollte er sich selbst in die Lüfte erheben.

Ich trat an die Reling. Der Blick war wirklich faszinierend. Tief unter dem Schiff breitete sich das Meer aus, die Wolkenfront schien plötzlich so weit entfernt, und als ich in den wolkenfreien Himmel blickte, spürte ich auch dieses unfassbare Gefühl von Freiheit.

Eine Hand legte sich auf meine rechte Schulter. Es war Geoffrey McShady, dessen Augen mich wissend und weise anblickten.

»Ich weiß, was du jetzt empfindest. Was in den letzten Minuten auf dich eingestürmt ist, muss für dich kaum fassbar sein. Aber es ist die reine Wahrheit.«

Ich nickte nur.

»Aber all diese Erklärungen waren nicht der Grund, desentwegen ich gehofft und schließlich auch gewusst habe, dass du kommen würdest. Es ist etwas anderes, vor dem ich dich warnen möchte.«

Plötzlich spannte sich etwas in mir an. Vor was wollte er mich warnen? Doch vor der finsternen Macht?

In dieser Sekunde wurde mir klar, dass er wirklich meine Gedanken lesen konnte. »Nein, es geht um etwas anderes. Es ist eine Gefahr, die ich vor einiger Zeit gespürt und gesehen habe. Außer dem Schiff gibt es in dieser Gegend noch etwas, was sich in einer riesigen Wolke versteckt hält. Ich kann nicht genau beschreiben, was es ist, aber es strahlt etwas Böses aus. Und ich befürchte, dass es mir bereits auf die Spur gekommen ist.«

»Wie meinst du das?«

McShady zuckte mit den Schultern. »Ich weiß es nicht genau, es ist nur so ein Gefühl. Ich ...«

Ohne Ansatz schrie mein Vorfahre plötzlich auf, krümmte sich und fasste sich an sein Herz.

Ich zog ihn wieder hoch und sah ihn erschrocken an.
»Was ist los?«

Geoffrey McShadys Gesicht war schmerzverzerrt. »Sie sind hier. Sie ... sie sind gekommen, um uns zu vernichten!«

Wie um seine Worte noch einmal zu untermauern, gellten Schreie an Bord auf. Ein gelber Lichtfaden zischte über das Deck und traf einen Mann von der Besatzung. Schreiend ging er zu Boden. Als ich bei ihm war, sah ich mit Schrecken, dass sich in Höhe des Bauches ein gewaltiges Loch befand. Ich blickte ihm ins Gesicht und sah, dass die Augen gebrochen waren. Die Haut, die sich eben noch regeneriert hatte, blätterte wie altes Papier vom Gesicht ab. Der Rest des Körpers nahm einen grauen Farbton an, und nur Sekunden später zerfiel der Mann zu Staub.

Ich drehte mich herum und suchte nach dem Täter. Es war eine kleine silberne Maschine, die gut drei Meter über den Planken schwebte. Dieses Ding wurde von zwei Düsen an der linken und rechten Seite angetrieben. Sie waren durch kurze Flügel mit dem Mittelteil, einer fußballgroßen silbernen Kugel verbunden. Zwei Löcher befanden sich darin. In einem Loch befand sich eine Art Kamera, das andere musste den Laserstrahl verschossen haben.

Ich zog wieder meine Desert Eagle und legte auf die Kilermaschine an. Mein Finger lag schon auf dem Abzug, als hinter ihm ein Dutzend weitere dieser Maschinen auftauch-

te. Sie hatten offenbar im Schutze der Reling auf diesen Auftritt gelauert.

Ich drückte trotzdem ab, und während meine Kugel in eine der Düsen einschlug, gingen die anderen Fluggeräte zum Angriff über.

Gnadenlos verschossen sie ihren gelblichen Strahlen auf die Besatzung, die in Panik ziellos über das Deck rannte. Direkt vor mir wurden zwei Frauen von den Strahlen getroffen und zerfielen nur Sekunden später zu Staub.

Ich konnte den Schrei nicht für mich behalten. »Neeein!«

Dann gab es für mich kein Halten mehr. Ich schoss gleich mehrfach auf die umherfliegenden Killermaschinen. Bei einer landete ich einen Glückstreffer. Die Kugel hatte offenbar direkt die Kameralinse getroffen. Einen Augenblick später explodierte das Fluggerät in einem grellen Feuerball.

Doch noch waren zwölf dieser Ungetüme übrig, die wahllos auf die Besatzung schossen und schon mindestens ein Drittel vernichtet hatten. Ich wollte nicht zulassen, dass es noch mehr wurden.

Ich verschoss den Rest meines Magazins auf eines der Fluggeräte, das versuchte, einen der Masten zu flambieren. Einige Kugeln prallten nur an der Hülle ab, aber zwei trafen die Düsen. Dunkler Rauch quoll aus ihnen hervor, während die Maschine in einem unkontrollierten Zickzackkurs gen Himmel trudelte.

Mit gewaltigen Sätzen hechtete ich zu meinem Einsatzkoffer und öffnete ihn.

Den Wodka konnte ich zurzeit nicht gebrauchen. Auch die Handgranaten waren zu gefährlich. Dafür besaß ich die Mini-Ausgabe eines Raketenwerfers. Auf Knopfdruck verschoss diese Waffe Raketen von der Größe einer Wasserfla-

sche. Doch leider hatte ich nur vier Raketen zur Verfügung.

Während ich den Raketenwerfer lud und mir die restliche Munition in die Anzugtaschen steckte, tobte um mich herum der Kampf.

Ein älterer Mann hatte sich von irgendwo her eine altertümliche Pistole geholt und schoss auf die Flugobjekte. Zwei Schüsse gingen fehl, doch einer fand sein Ziel und sorgte für ein kleines Feuerwerk. Da waren es nur noch zehn.

Endlich hatte ich meinen Raketenwerfer fertig geladen, als mich von irgendwoher Geoffreys Warnruf erreichte. »Vorsicht Jimmy, hinter dir!«

Mit einer Blitzreaktion rollte ich mich zur Seite ab. Eines der Fluggeräte hatte mich offenbar rammen wollen und machte jetzt Bekanntschaft mit der hölzernen Reling.

Die Flugmaschine brach zwar durch das Holz, aber irgendetwas schien dabei kaputtgegangen zu sein, denn das Gerät schlingerte unaufhaltsam der Meeresoberfläche entgegen.

Ich sah mich nach weiteren Gegnern um. Sechs der Angreifer machten weiter Jagd auf die dezimierte Besatzung, aber drei von ihnen waren verschwunden. Dafür hörte ich plötzlich ein gewaltiges Bersten und Brechen.

Der hinterste der drei Masten brach zur rechten Seite weg und fiel von Bord. Offenbar hatten die verschwundenen Fluggeräte den Stamm mit ihren Lasern zersägt.

Darum konnte ich mich jedoch nicht kümmern, denn ein weiterer Angreifer sauste direkt auf mich zu. Doch ich hielt ihm den Mini-Raketenwerfer entgegen und drückte ab. Das relativ kleine Explosivgeschoss zischte dem Killerroboter entgegen, traf und sorgte wieder für Silvesterstimmung.

In der Nähe hörte ich plötzlich einen grauenvollen und markerschütternden Schrei.

Ich kreiselte herum, meine Augen weiteten sich. Ein Laserstrahl musste Jenny McShady getroffen haben, die langsam in den Armen ihres Mannes zu Staub zerfiel.

Ich sah direkt in das vor Wut, Hass und Trauer verzerrte Gesicht meines Urururgroßvaters und hatte plötzlich das Gefühl, nicht mehr denselben Mann wie noch vor wenigen Minuten zu sehen. Und doch war er es, nur konnte er seine Gefühle nicht mehr im Zaum halten.

Wie aus dem nichts geholt hielt er plötzlich ein schwarzes Gewehr in den Händen und schoss auf die umherfliegenden Maschinen. Zwei wurden getroffen und explodierten, eine weitere fiel meiner zweiten Rakete zum Opfer.

Gleichzeitig barst der zweite, der größte der drei Masten und begrub zwei noch lebende Besatzungsmitglieder unter sich, bevor er von Bord stürzte.

Geoffrey lief weiter schreiend umher und schoss, doch keine seiner Kugeln traf. Als er keine Kugeln mehr zum Nachladen hatte, warf er seine Waffe einfach weg und attackierte die Fluggeräte mit bloßen Händen. Einer der Roboter nutzt die Situation aus, schoss und traf.

Der Kapitän des Schiffes wankte, was mir einen Stich ins Herz versetzte.

Mit einer weiteren Rakete traf ich erneut ein Ziel und brachte es zur Explosion. Mein letztes Geschoss jedoch ging fehl, da das Fluggerät, das ich ganz am Anfang getroffen hatte, nur ziellos und mit einer qualmenden Düse umhersurrte.

Damit war der Kampf jedoch noch immer nicht vorbei. Die beiden letzten noch kampffähigen Angreifer versuch-

ten, den Stamm des dritten Mastes zu zerstrahlen.

Einem warf ich meinen Raketenwerfer entgegen, doch dadurch konnte er nur abgelenkt werden.

Ich hechtete wieder zu meinem Einsatzkoffer und holte einen dunkelbraunen Beutel hervor. In ihm befanden sich kleine, schwarze Kugeln, die bei einem Zusammenprall mit einem Objekt sofort für eine kleine Explosion sorgten.

Einem der Angreifer warf ich gleich zwei Kugeln entgegen. Beide trafen, und ihre Wirkung war dieselbe wie bei den Raketen. Die Killermaschine verendete in einem grellen Feuerball, der auch das zweite Fluggerät erwischte und zur Explosion brachte.

Der letzte Mast wankte schon verdächtig, aber er hielt. Wenigstens etwas.

Doch ich hatte mich zu früh gefreut, denn noch gab es einen dieser verfluchten Roboter, und der raste ungebremst auf den Mast zu.

Zwar wurde durch den Aufprall endlich der letzte der Angreifer zerstört, aber auch dem Mast hatte der Einschlag den Rest gegeben. Er kippte zur rechten Seite weg.

Erst jetzt wurde mir das gesamte Ausmaß der Zerstörung bewusst. Von der Besatzung lebte keiner mehr. Einzig Geoffrey hielt sich verletzt oder im Todeskampf an der Reling fest. Teile der Planken waren aufgerissen oder standen in Flammen.

Ich wollte schon zu meinem Vorfahren eilen, als ein gewaltiges Stöhnen und Ächzen aufklang. Das Schiff brach nicht auseinander, wie ich zuerst befürchtet hatte. Nein, es kippte langsam nach vorne weg, der Meeresoberfläche entgegen.

Dazu viel mir nur ein Kommentar ein. »Ach du Scheiße!«

Jimmy Spider und die Boje im Nebel (Teil 3 von 3)

Tja, nun wurde es langsam brenzlig. Feige Hubschrauber, schockierende Neuigkeiten und fliegende Cyborg-Kampfroboter hatte ich (im Gegensatz zur Besatzung des Schiffes) relativ glimpflich überstanden, doch nun ging es mir an den Kragen.

Ich hechtete zur Reling. Sie war für mich ein letzter Rettungsanker. Auch mein Vorfahre Geoffrey McShady hielt sich gut zwanzig Meter von mir entfernt an ihr fest. Zumindest glaubte ich das. Vielleicht hing er auch nur noch da herum, in den letzten Sekunden seines Lebens.

Plötzlich fiel mir ein, dass ich auch noch einen Rucksack dabei hatte. Darin sollte angeblich ein Fallschirm enthalten sein.

Sofort setzte ich den Gedanken in die Tat um und zog den Rucksack von meinem Rücken. Als ich ihn öffnete, quoll mir sofort ein ekelhafter Geruch entgegen. Es roch nach ... Käse. Stinkender Käse.

Wenige Sekunden später hielt ich meine Essensration, bestehend aus einem belegten Brot und einer kleinen Flasche Wasser in den Händen. Momentan konnte ich damit aber absolut nichts anfangen und warf es einfach weg.

Als Nächstes kramte ich ein Handy heraus. Leider hatte es keinen Empfang.

»Wäre auch zu schön gewesen ...«

Auch das Handy ging den Weg alles Unbrauchbaren.

Immer hastiger kramte ich in der Tasche herum, während das Schiff weiter nach vorne kippte.

Zum Vorschein kamen eine Uhr, ein Notizblock, eine SIG Sauer, eine Packung Taschentücher, ein Pullover, Socken, eine Landkarte von Paraguay (sehr hilfreich, wenn man sich vor der Küste Brasiliens befindet), ein paar Stifte, ein Wörterbuch und ... eine Packung Kondome! Welcher Trottel hatte das nur zusammengestellt? Hatten meine Kollegen gedacht, das fliegende Schiff wäre eine geheime Nudistenbasis?

Ein Knarren vor mir riss mich aus meinen Gedanken. Doch es war nicht nur ein einfaches Knarren – Geoffrey McShady stand vor mir.

Wie er es geschafft hatte, trotz seiner schweren Verletzungen bis zu mir hoch zu klettern, wusste ich nicht. Jedenfalls war er da und lächelte mir entgegen.

Seine Stimme war sehr leise geworden, aber verstehen konnte ich ihn dennoch.

»Manchmal fehlt dir etwas der Blick fürs Wesentliche.«

Langsam nahm er seine rechte Hand von der Reling und streckte sie meinem Rucksack entgegen. Wie er es so überhaupt schaffte, trotz der Schräglage des Schiffes seinen Stand zu behalten, war nicht erklärbar.

Erst jetzt fiel mir auf, mit welcher schrecklichen Verletzungen er sich zu mir hoch geschleppt hatte. Geoffreys rechter Arm fehlte komplett. Auch seine Schulter zerfiel langsam zu Staub, der als kleine Fahne dem Meer entgegen wehte.

Seine Hand hielt plötzlich einen gelben Strick, der aus meinem Rucksack führte. Damit also konnte man den Fallschirm öffnen.

Ich sah noch einmal in sein Gesicht. Es war grau geworden, alt und zerfurcht, fast schon greisenhaft.

Wie ein sanfter Luftzug schwebten mir seine letzten Wor-

te entgegen. »Leb wohl, mein Freund ...«

Dann zog er an der Leine. Augenblicklich öffnete sich der Fallschirm, und ein Windstoß riss mich in die Höhe. Aus den Augenwinkeln erkannte ich noch, wie Geoffrey McShady endgültig zu Staub zerfiel. Nach seinem Ende stürzte auch das fliegende Schiff den Fluten entgegen.

Ich konnte nicht weiter hinsehen, denn um mich herum brandete ein Sturm auf, als hätte jemand einen riesigen Ventilator auf volle Kraft gestellt.

Der Wind peitschte mir so stark entgegen, dass ich die Augen schließen musste, während ich mich mit Mühe an den Schlaufen meines Rucksackes und damit an dem aufgespannten Fallschirm festhielt.

In das Tosen des Windes mischte sich ein infernalisches Krachen. In diesem Moment musste die Cursed Virgin Bekanntschaft mit der Meeresoberfläche gemacht haben.

Minuten vergingen, in denen ich zum Spielball des Windes wurde, der so stark an meinen Armen zerrte, dass ich glaubte, sie würden mit dem Fallschirm davonfliegen.

Irgendwann schrie ich nur noch vor Schmerzen, und als diese unerträglich wurden, ließ ich den Fallschirm los.

Ich glaubte schon, in meinen Tod zu stürzen, doch nur eine Sekunde später landete ich im Wasser.

Einige Sekunden schlug ich wild um mich, bis ich mich wieder gefangen hatte. Vorsichtig öffnete ich die Augen.

Von dem Schiff war nichts mehr zu sehen. Ehrlich gesagt, es war überhaupt nichts zu sehen. Eine dichte Nebeldecke hatte sich über das Wasser gelegt, sodass ich kaum einen Meter weit sehen konnte.

Ich vermutete, dass der Nebel von der Wolkenfront, die das fliegende Schiff geschützt hatte, stammte, die nun in

sich zusammengefallen war.

Eine Orientierung war so gut wie unmöglich. Wohin hätte ich mich auch orientieren sollen? Schließlich befand ich mich einige Hundert Kilometer vor der brasilianischen Küste, einem Ort, an dem sich Barrakudas und Haie Gute Nacht sagen.

Trotzdem sah ich ein blinkendes Licht. Verlor ich schon langsam den Verstand?

Nein, das Licht gab es wirklich. Irgendwo vor mir durchschnitt es phasenweise die Nebelwand. Ich zögerte keine weitere Sekunde und schwamm ihm entgegen.

Das gelbe Licht wurde immer deutlicher, und trotzdem sah ich nicht, von wem es stammte. Hatte es noch jemanden außer mir hierher verschlagen? War Rodrigo zurückgekehrt, um mich zu retten? Oder wartete bereits ein skeletierter Fährmann, um mich in die Unterwelt zu geleiten?

Ich wollte es nicht hoffen und schwamm stoisch weiter.

Irgendwann lichtete sich vor mir leicht der Nebel. Und endlich sah ich, wer (oder vielmehr was) das blinkende Licht abgab: eine Boje.

Ich konnte es kaum fassen. Wer setzte schon mitten in der Einsamkeit eine blinkende Boje aus? Nun gut, nach meiner Begegnung mit einem fliegenden Schiff schockte mich so schnell nichts mehr. Aber dennoch ... irgendetwas stimmte hier nicht.

Wie konnte die Boje überhaupt ihr Licht aussenden? Eigentlich musste sie hier doch komplett von der Stromzufuhr abgeschnitten sein, und eine batteriebetriebene Boje hatte ich noch nie erlebt.

Auch als ich näher heranschwamm, entdeckte ich keinen Ursprung des Lichtes. Vielmehr schien es aus dem Nichts

zu kommen. Das Licht blinkte circa zehn Zentimeter über der Spitze der orange-weiß-gestreiften Boje auf.

Was sollte das nun wieder sein? Eine Geisterboje? »Na super!«, rief ich in den Nebel hinein. »Und was kommt als Nächstes? Zombie-Seepferdchen?«

Natürlich antwortete mir niemand. Dafür wollte ich testen, ob es sich bei der Boje wirklich um eine Geistererscheinung handelte. Ich schwamm näher heran und tippte mit dem linken Zeigefinger gegen die Oberfläche.

Tatsächlich, es gab sie, wenn auch nur für kurze Zeit. Denn durch mein Antippen entstand ein Loch in der Boje, durch das mit einem lauten *Pfffffft* die Luft entwich. Kurze Zeit später sank die Boje in sich zusammen, und die Reste verschwanden im Meer.

Was war das nun wieder gewesen? Eine Ballon-Boje? Ein ausgesetzter Aprilscherz?

Wie dem auch sei, das Sinnieren über diesen äußerst merkwürdigen Vorgang brachte mich auch nicht weiter. Vielmehr brachte mich momentan gar nichts weiter.

Also ließ ich mich einfach auf meinem Rücken von der Wasseroberfläche treiben. Zwischendurch holte ich mir noch eine Zigarre aus meinem wasserdichten Zigarrenetui, steckte sie in den Mund und zündete sie mit meinem ebenso wasserdichten Feuerzeug an.

So ließ ich mich treiben und harrte der Dinge, die da hoffentlich kommen würden ...

Jimmy Spider und die geheime Treppe

Ein Fall zum Erholen hatte mein Chef gesagt, als er mir den Fall in Deutschland angedreht hatte. Allerdings wäre mir ein Erholungsurlaub auf den Malediven lieber gewesen. Aber in Anbetracht der Tatsache, dass ich die letzten drei Tage auf einem mit argentinischen Feinkostwaren beladenen Frachter, dessen Besatzung mich rein zufällig aus dem Meer gefischt hatte, verbracht hatte, war mein Boss wohl der Ansicht, ich hätte genug Urlaub gehabt.

Tja, jetzt stand ich hier, mitten im Frankfurter Zoo, an einem Ort, den wahrscheinlich nie ein Mensch zuvor gesehen hat. Im Hintergrund hörte ich nur undeutlich das Gurren der Gnus, das Wiehern der Paviane und das Schnattern der äthiopischen Meereslangusten. Ganz alleine. Nun ja, zumindest fast.

Begleitet wurde ich von einem einheimischen Polizisten, der sich mir als Kommissar Olo vorgestellt hatte und nach eigenen Angaben für eine geheime Abteilung des BKA arbeitete.

Der Mann war etwas kleiner als ich, besaß einen nicht unerheblichen Bauchvorbau, trug einen grünen Schlapphut, einen braunen Ledermantel (mitten im Sommer) und abgenutzte Jeans, denen die weißen Turnschuhe in nichts nachstanden. Olo musste so um die 40 Jahre alt sein, was man ihm aber weniger ansah als einer Faultierdame die Schwangerschaft.

Der Grund, warum man mich alarmiert, oder besser gesagt, zum Erholen geschickt hatte, war einfach: Bei Bauarbeiten in diesem weniger genutzten Bereich des Zoos, in denen noch alte Bäume unberührt von den exotischsten

Tieren seelenruhig ihr Dasein fristeten, war ein (so vermutete man) uralter Geheimgang entdeckt worden. Eine Treppe schien hinunter in das absolute Nichts zu führen. Einer der Bauarbeiter hatte sich dennoch getraut, dort hineinzusteigen. Man sah ihn nie wieder ...

Und nun standen wir vor eben jener Öffnung, die mit einigen Absperrbändern gesichert war.

Olo schielte kurz zu mir herüber. »Und, was denken Sie?«

»Bis jetzt noch gar nichts.«

»Immerhin etwas.«

Jetzt schielte ich ihn an. »Haben Sie auch eine Taschenlampe?«

Er griff in seinen Mantel und holte eine recht große Leuchte hervor. »Damit könnte ich selbst Blinde blenden.« Dabei legte sich ein feistes Grinsen auf sein rundliches Gesicht.

»Wollen wir hoffen, dass es so weit nicht kommt.« Ich zog ebenfalls meine Spezial-Taschenlampe, die zwar eher aussah wie ein überdimensionaler Bleistift, aber ebenso gut leuchtete wie Olos Gerät.

Gemeinsam stiegen wir die Treppe hinab, heraus aus den Strahlen der Mittagssonne, hinein in die Finsternis. Der Kommissar ging voraus, und es schien, als würde ihm die doch recht unheimliche Atmosphäre dieses Ganges überhaupt nichts ausmachen. Wollte er mir etwa Konkurrenz machen?

Der ganze Gang, selbst die nach unten führende Treppe, schien direkt aus dem Fels gehauen worden zu sein. Kaum eine glatte Ebene war zwischen den hervorspringenden, messerscharfen Kanten zu erkennen.

Was mochte uns am Ende dieses Ganges erwarten? Finste-

re Morlocks, eine Geheimstation grausamer Superschurken oder gar das Imperium der Maulwürfe? Bald würden wir es hoffentlich erfahren.

Doch die Treppe schien kein Ende zu nehmen. Immer tiefer führte sie, stets gerade aus, in den Untergrund hinein. Langsam wurde ich ungeduldig. Wenn wir nicht bald das Ende erreichen würden, konnten wir hier drin ein Picknick machen. Doch soweit wollte ich es nicht kommen lassen.

»Stopp!«

Kommissar Olo hatte gerufen, und ich ging seiner Bitte nach.

»Was ist los?«

Olo drehte sich zu mir herum. »Ich glaube, wir haben das Ende der Fahnenstange erreicht.«

Er wies mit seiner rechten Hand auf das Ende der Treppe. Tatsächlich, hier war also das Ende dieses wunderlichen Geheimanges - oder doch nicht?

Nach der letzten Treppenstufe befand sich noch ein wenig flacher Boden.

Langsam schritten wir der Felswand entgegen. Nichts deutete darauf hin, dass es hier auf irgendeine Art weiterging.

Plötzlich geriet der Kommissar vor mir ins Straucheln und fiel ungebremst auf seinen gut gepolsterten Bauch. Fluchend stand er wieder auf. »Verdammt, was zum ... oh ... Oh!«

Ich hob meine rechte Augenbraue. »Was oh Oh?«

»Sehen Sie doch!«

Olo leuchtete auf einen am Boden liegenden Gegenstand. Nein, es war kein Gegenstand, es waren menschliche Beine. Ich leuchtete nun ebenfalls in diese Richtung und fand

auch den Rest des Körpers, der in einer verdeckt liegenden Felsnische lag.

»Erkennen Sie etwas, Kommissar Olo?«

Olo beugte sich über ihn. »Sieht ganz nach einem Herzinfarkt aus. Der Kerl war wohl auch nicht mehr der Jüngste.« Er kratzte sich an seinem Hut.

»Ach, und nennen Sie mich ruhig Hans – Hans Olo.«

»Jimmy Spider, aber das wissen Sie ja schon.«

Olo nickte mir zu. Dann drehte er sich wieder zur Felswand, die uns den Weg versperrte. Ich ging noch etwas weiter auf ihn zu, bis ich direkt hinter seinem Rücken stand.

Der Kommissar ging einen Schritt zur Seite und ließ mir den Vortritt. »Tut mir Leid, hier bin ich überfragt.«

Ich gab nur ein »Hm« von mir, bevor ich begann, die Wand abzutasten. Und wahrhaftig, nach nicht einmal dreißig Sekunden hatte ich eine runde Ausbuchtung in der Wand gefunden. Als ich mit den Fingern darüber hinwegfuhr, hatte ich das Gefühl, Plastik zu streicheln. Ein Knopf vielleicht? Hatten wir hier etwa doch eine geheime Gangsterbasis entdeckt?

Hans Olo tippte mir auf die Schulter. »Was haben Sie?«

Ich zeigte es ihm. »Eine Art Knopf oder so.«

»Und was haben Sie jetzt vor?«

»Angeln gehen, Hans.« Olo schaute mich schief an, bevor ich fortfuhr. »Nein, drücken natürlich.«

»Sind Sie sicher?«

»Todsicher.«

»Wie Sie meinen.« Er setzte seinen Hut ab und tupfte mit einem Taschentuch etwas Schweiß von seinem kahlen Kopf. »Ich hab da ein ganz mieses Gefühl.«

Ich zuckte nur mit den Schultern und drückte den Knopf tief in die Wand. Etwas machte *Ping*, während sich vor uns die Felswand auseinander schob. Zum Vorschein kam – eine Aufzugkabine.

Etwas genervt schielte ich zu meinem deutschen Kollegen hinüber. Olo grinste nur verlegen, hob entschuldigend die Hände und atmete tief durch. »Na ja, vielleicht ein Relikt eines Bau- und Planungsfehlers von Anno Dazumal.«

»Wie Sie meinen.«

Gemeinsam stiegen wir in die hell erleuchtete Metallkabine. Auf dem Armaturenbrett waren nur drei Buchstaben zu sehen – ein *DT* und ein *K*. Ich vermutete einfach mal kühn, dass diese Lettern Dachterrasse und Keller bedeuten sollten. Also drückte ich auf *DT*.

»Ich hab immer noch ein ganz mieses Gefühl.«

Ich verdrehte die Augen. »Vielleicht trägt Sie ihr Gefühl ja einfach.«

Olo schüttelte nur den Kopf, während sich die Aufzugtüren schlossen und die Kabine sich in Bewegung setzte.

Lange brauchten wir nicht zu warten, bis der Aufzug zum Stillstand kam. Schließlich öffneten sich die Türen wieder.

Schon auf den ersten Blick sah ich, dass dies ganz sicher nicht die Dachterrasse war. Und als plötzlich schreiend Frauen und Mädchen vor uns wegliefen, während ich die Kabine verließ, wusste ich, dass ich die Damentoilette gefunden hatte.

Kurz nach dieser Erkenntnis holte ich mir eine Zigarre heraus und steckte sie an, in der Hoffnung, der Qualm würde mein Gesicht zumindest etwas verdecken.

Hans Olo hingegen blieb hinter mir in der Kabine stehen.

Er winkte mir noch kurz zu, dann drückte er auf das K.
»Ich nehme lieber den Hinterausgang.«
So viel also zum Thema Erholung ...

Ende des 1. Bandes